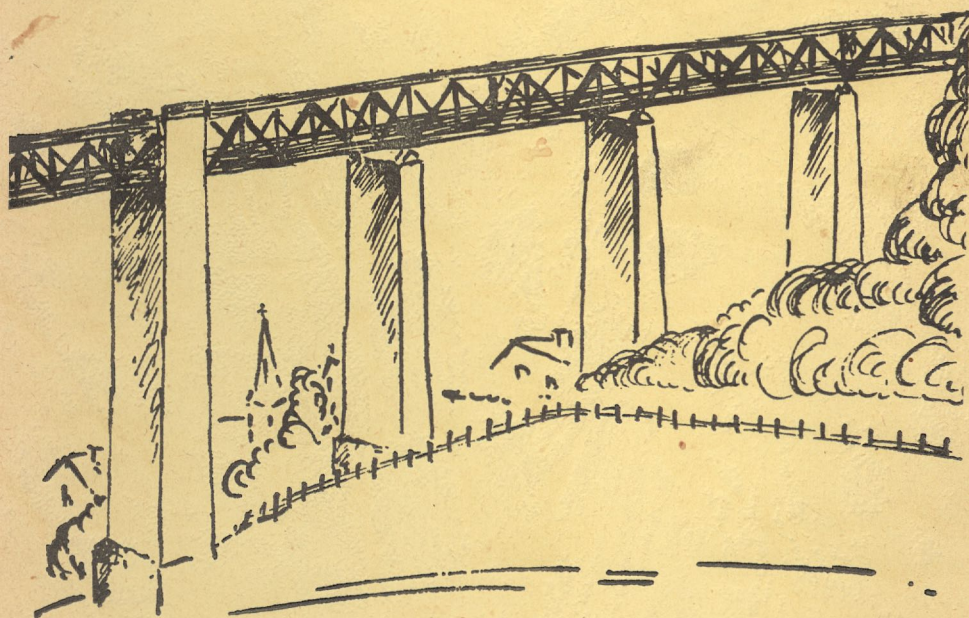


Im Göhlthal



Mitgliedschaft

Im Göhlthal

ZEITSCHRIFT der

VEREINIGUNG

für

**Kultur, Heimatkunde und Geschichte
im Göhlthal**

Nº 11

JUNI 1972

Vorsitzender : Peter Zimmer, Kelmis, Siedlung P. Kofferschläger, 10.

Sekretärin : Frl. Georgette Xhonneux, Neu-Moresnet, Lütticher Straße, 168
Tel. 59.467

Lektor : Alfred Bertha, Hergenrath, Bahnhofstraße 20 b

Schriftleiter : Jules Aldenhoff, Gemmenich, Craborn 9 A.

Kassierer : Fritz Steinbeck, Kelmis, Kirchstraße, 20

Bankkonto 251.251 der Société Générale de Banque, Verviers (P.S.K. 695)

Die Beiträge verpflichten nur ihre Verfasser.

Alle Rechte vorbehalten.

Entwurf des Titelblattes : Frau Pauquet - Dorr, Kelmis.

Diese Skizze zeigt den Moresneter Göhlviadukt sowie die Hergenrather Hammerbrücke in ihrer ursprünglichen Form.

Druck. : Jacques Aldenhoff, Gemmenich.

Mitteilung

Da die in den letzten Jahren angestrebten **Erscheinungsdaten** unserer Zeitschrift (Ende Juni und Ende Dezember) wegen Überlastung der Drucker gerade in den Monaten Mai-Juni und November-Dezember schwer einzuhalten sind, hat der Vorstand der Vereinigung in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen, die Erscheinungstermine der Zeitschrift um je zwei Monate zu verschieben : besser, der Leser weiß, daß sie ihm erst Ende August und Ende Februar zugestellt werden kann, als daß er jedesmal über unvorhergesehene Verspätung ungeduldig wird.

Diese Verlegung der Erscheinungstermine hat zur Folge, daß in diesem Jahr nur eine Nummer herauskommt. Für die Abonnenten bedeutet das keinerlei Verlust. Das Jahresabonnement schließt die Februarnummer des folgenden Jahres mit ein, und selbstverständlich würde sie auch demjenigen noch zugestellt, der bei Jahreswechsel seine Mitgliedschaft aufsagen würde.

Inhaltsverzeichnis

Der Schriftleiter	Mitteilung	3
-------------------	------------	---

Geschichtliches :

Franz Uebags, Kelmis	Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes	5
----------------------	--	---

F. De Bock und G.A.R. de Smet, Gent	Ein Einwohner aus Hergenrath in der Grande Armée, J. H. Berners schreibt nach Hause	19
--	---	----

Alfred Bertha, Hergenrath	Louis-Marie Chabert, ein Franzose als Bürgermeister der Doppelgemeinde Hergenrath/Hauset 1797-1814	26
---------------------------	--	----

Erlebtes :

Leo Homburg, Hauset	Bienenzucht im Wandel der Zeit	39
---------------------	--------------------------------	----

Franz Uebags, Kelmis	Erinnerungen aus meiner Schulzeit	45
----------------------	-----------------------------------	----

Verschiedenes :

Gérard Tatas, Gemmenich	Enge Jedanke (Gedicht)	59
-------------------------	------------------------	----

Gérard Tatas, Gemmenich	Et Fo Tienzentimestöck (Gedicht)	60
-------------------------	----------------------------------	----

J. Démonthy, Neu-Moresnet	Foto-Quiz : Kennst Du Deine Heimat?	62
---------------------------	-------------------------------------	----

Gérard Tatas, Gemmenich	Tätigkeitsbericht 1971	67
-------------------------	------------------------	----

Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes

von Franz Uebags

Die Grube Mützhagen

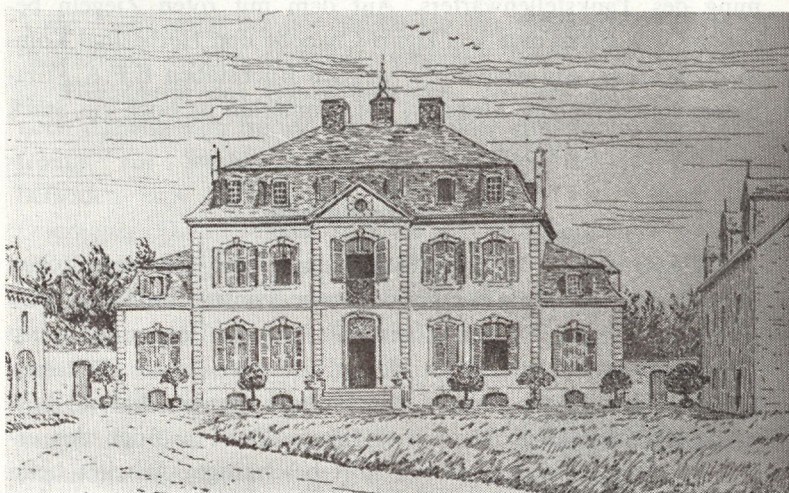
Nach der Stilllegung sämtlicher Erzgruben der "Vielle Montagne" hat man immer den Eindruck gehabt, daß damit auch deren Geschichte uninteressant geworden sei. Von alle dem, was sich einstens diesbezüglich in unserer Gegend zugetragen hat, wurde schon sehr bald nichts mehr erwähnt. Es schien, als sei das Ganze nur ein Traum gewesen. Die entlassenen Arbeiter fanden außerhalb unserer Gebiete eine neue Beschäftigung und vergaßen recht bald die zuvor ihnen Sorgen bereitende Schließung ihrer Arbeitsplätze. "Es war einmal", so hieß die Parole, und daran ließ sich nichts ändern. Der Mensch mit seinen Zukunftsplänen spricht immer lieber von morgen als von gestern und so kam es, daß das Vergangene schnellstens vergessen wurde. Ab und zu, wenn alte Kumpels sich trafen, kam es zu einem Rückblick, der das Gewesene nochmals so richtig aufwärmte. Meistenteils galt dieser Zeitabschnitt als verflossen. Mußte das nicht dazu führen, daß die jüngere Generation die Geschehnisse in ihrer Heimat ignorierte?

Umso erfreulicher ist es, heutzutage festzustellen, wie die Geschichte des Altenberges wieder nach und nach bei vielen Anklang findet. Des öftern hört man erneut hier oder da Gespräche betreffs der alten ehemaligen Zechen. Es ist anzunehmen, daß unsere Zeitschrift eine gewisse Anregung für derartige Unterhaltungen gibt. Viele Flamen und Niederländer trifft man in der Sommer- und Ferienperiode auf den Geländen, wo früher die Schächte der Bergwerke in die Tiefe führten. Vorwiegend sind es Studenten und solche Personen, die genauestens den Werdegang der Altenberger Gesellschaft hier im Bezirk an der Göhl kennen. Offen gestanden, sind diese Fremden besser über die Ausbeutung des hiesigen Grubenfeldes informiert als viele, die hier zuhause sind. Sie möchten zu gerne das kostbare Gestein kennen und buddeln oft tagelang auf dem Gelände herum, in der Hoffnung, hier noch einen Erzklumpen zu finden.

Vergangenen Sommer hatte sich eine Gruppe holländischer Studenten im Emmaburger-Wald, auf dem Platz vor dem Oskar-Stollen der Grube Schmalgraf, mit ihren Zelten niedergelassen. Sie kamen aus Amsterdam, um dort 14 Tage ihrer Ferien zu verbringen. Es waren 18-jährige Burschen, die den Weg nach hier mit dem Fahrrad zurückgelegt hatten. Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, hierher zu kommen und für ihren Professor einige wertvolle Steine aus der Grube zu suchen. Zufällig machte ich dorthin einen Spaziergang, kam mit den Jungen ins Gespräch und hörte gleich von ihrem Vorhaben. Daraufhin erklärte ich ihnen, daß durch den Stollen - zu der Zeit stand die Mündung noch offen, heute ist sie zubetoniert - das gewonnene Rohmaterial aus der Grube geschafft wurde. Dabei sei öfters ein Kippwagen entgleist und ein Teil der Ladung in den Wassergraben gefallen. Ich riet ihnen, mit größter Vorsicht da nach dem zu suchen, was sie brauchten. Wie gesagt, so getan. Ihre Suche blieb nicht unbelohnt. Sie fanden acht verschiedene Gesteinsarten, die sie sorgfältig verpackten. Sie dankten für meine Auskunft, die ihnen gleichzeitig verraten hatte, daß ich auch noch einiges mehr über die Blei- und Zinkgruben wissen mußte.

Ich wurde mit Fragen überflutet und eine weitgehende Unterhaltung nahm den ganzen Nachmittag in Anspruch. Die Ausländer waren über die eingegangenen Betriebe gut unterrichtet. Sie nannten, außer einem, die Namen aller Gruben. Die Teufen, die Daten der Inbetriebnahme und Schließung sowie das ganze Arbeitsverfahren kannten sie ausführlich. Das alles soll gesagt werden als Beweis dafür, wie weit über die Grenzen hinaus die Vergangenheit unserer Gegend bekannt geworden ist. Doch der Name Mützhagen war ihnen völlig unbekannt, so wie er auch den Bewohnern unserer Ortschaften ein Rätsel sein dürfte. Wer weiß heute noch, was Mützhagen war und wo es lag? Genauso soll es früher auch gewesen sein, ein ziemlich unbekanntes Werk, obschon es für denselben Zweck errichtet wurde wie die anderen. Woran das gelegen hat, ist schwer zu sagen. Es sei denn, daß die Behauptung, Mützhagen sei sozusagen das Stiefkind der Gesellschaft gewesen, zuträfe. Ungern und widerwillig seien die Bergleute der anderen Werke nach Mützhagen gegangen, wenn sie zur Aushilfe dorthin verpflichtet wurden. Das Arbeitsklima

sei lange nicht dasselbe gewesen und jeder hätte sich danach gesehnt, an seinen alten Arbeitsplatz zurückzukehren. Merkwürdig ist, daß denjenigen, die nur gelegentlich da arbeiteten, soviel wie gar nichts mehr in Erinnerung geblieben ist. Genaueres und ausführliches Material für die Beschreibung dieses Unternehmens zu sammeln, war eine mühsame Aufgabe. Immer wieder mußte man sich die Frage stellen : "Lebt noch einer der alten Garde und wo ist er zu finden ?" In Frage kamen nur Henri-Chapelle und Welkenraedt, da die Belegschaft meistens aus Männern dieser Orte bestanden hat. Einen solchen Mann ausfindig zu machen, ging erfreulicherweise schneller als erwartet. Ich erfuhr, daß in Welkenraedt auf der Hauptstraße der Erwünschte wohne. Diesem Herrn namens Peter Michels einen Besuch abzustatten, durfte also nicht auf die lange Bank geschoben werden, zumal der letzte Mützhagener immerhin schon 79 Lenze hinter sich hatte. Die Begegnung mit dem alten Kumpel, der noch über ein beidenswertes Erinnerungsvermögen verfügte, hat sich bestimmt gelohnt. Er erinnerte sich aller Einzelheiten, schilderte sie und erzählte so fließend, daß man fast annahm, das Werk stünde vor ihm. Dem Herrn unseren aufrichtigsten Dank. Nach seinen Aussagen wollen wir im Folgenden Mützhagen etwas näher betrachten.



Das Herrenhaus «Mützhagen», 1894 abgebrannt
 aus Guy Poswick, *Les Délices du Duché de Limbourg*
 mit dem freundlichen Einverständnis des Verfassers

Näheres über den Namen "Mützhagen"

Der Flurname Mützhagen wird erstmalig 1289 mit Chrétien de Mützhagen erwähnt. Nach Dr. M. Kohnemann ("Flurnamen des Walhorer Landes") soll "Mützhagen" eine gestutzte oder von Natur aus verstümmelte, d.h. aus Krüppelholz bestehende Hecke bedeuten, so wie eine Brennhag eine Schlaghecke bedeutet. So gesehen, käme der Stamm des Verbes mutzen (= verstümmeln) in Frage. Denselben Flurnamen bei Laurensberg. Siehe auch N° 1670 Mützhof-Hof zu Astenet. 1420 Mützhagens Hof.

Die Lage des Werkes

Mützhagen, das fünfte unterirdische Unternehmen der "Altenberger Gesellschaft" lag, wie die Gruben Lontzen und Eschbroich, auf dem Gebiet der Gemeinde Lontzen, ca. 100 Meter östlich-nordöstlich des Weißen Hauses, an der Landstraße, die von Lüttich nach Aachen führt. Da, wo einstens ein solides Holztor den Eingang zum Werk sicherte, steht heute eine Tankstelle. Dahinter, auf dem früheren Grubenplatz, befindet sich noch ein Gebäude, sozusagen das letzte Überbleibsel des damaligen Betriebes. Es wurde ausgebessert und dient nun als Wohnung des Tankstellenwärters. Auf dem mit roten Ziegeln belegten Dach fallen dem von Henri-Chapelle und Herbsthal Kommenden schon von weitem die weissen Buchstaben E.F.A. (Etablissements François Aussems) auf. Immerhin ist noch ein Stück "Mützhagen" geblieben.

Die Inbetriebnahme

Die Grube am "Weißen Haus", zu der die Bohrungen schon 1890 begannen, wurde genau wie Grube Lontzen im Jahre 1900 ins Leben gerufen. Erstere öffnete ihre Tore zu Beginn des neuen Jahrhunderts und letztere im Herbst desselben Jahres. Bekanntlich war es Direktor Charles Timmerhans, der zu diesem Zeitpunkt die Abteilung "Moresnet" leitete. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges sollen gewisse dort beschäftigte Arbeiter beim Grenzübertritt Schwierigkeiten gehabt haben. Aus diesem Grunde habe das Werk in den Kriegsjahren quasi stillgelegt. Einige

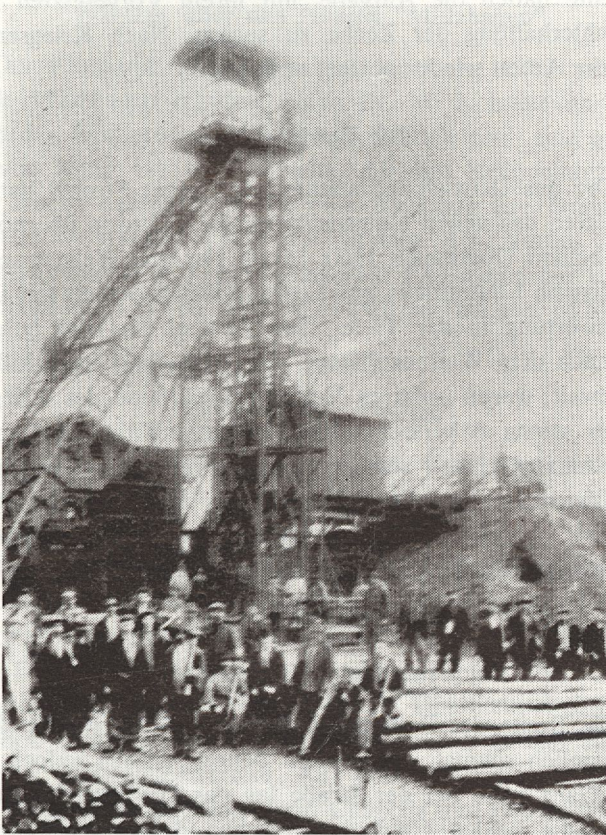
Bergleute hatten die Aufgabe, mit ihrem Vorgesetzten für die Aufrechterhaltung der Zeche zu sorgen. Nach Kriegsende sei dann die Arbeit wieder normal verlaufen.

Die Betriebsleitung

Der aus Deutschland stammende Steiger Strobel hat gleich bei Beginn des neuen Unternehmens die Führung übernommen. Seine beiden Oberhauer, Herr Jakob Fey aus Welkenraedt und Herr Joseph Lautermann aus Lontzen-Busch, teilten mit ihm die Verantwortung in der Tiefe. Herr Strobel, so wird behauptet, habe nach dem Waffenstillstand von 1918, laut Beschluß höherer Gewalt, wegen unfairen Verhaltens während des Krieges gegenüber seinen Arbeitern belgischer Nationalität das Land verlassen müssen. Nach seinem Abschied übertrug die Direktion dem Oberhauer Fey die Gesamtleitung des Werkes. Herr Fey, der diese große Aufgabe zu schätzen wußte, blieb für seine Kumpels in jeder Hinsicht ein reeller und vorbildlicher Vorgesetzter. Er fungierte bis zum Toresschluß.

Auf dem Grubengelände

Die Breite des Betriebsgeländes verlief mit der Straße und war ziemlich schmal, umso mehr dehnte es sich jedoch in die Tiefe. Ganz nahe bei der Straße lag das Grubenholz. Dahinter standen die beiden Gebäude, zwischen denen der hohe eiserne Förderturm das Ganze überragte. In dem Bau, der heute noch dasteht, sich früher aber mehr nach hinten ausdehnte, war frontal zur Straße das Steigerbüro eingerichtet. Daneben befanden sich Wasch- und Ankleideräume von Steiger und Oberhauer. Daran reihten sich die von den Bergleuten benötigten Räume. Magazin und Lampenbude bildeten den Schluß des langen Baues. In dem quergelegenen Gebäude fand man die Förderkammer, das Kesselhaus mit den beiden Dampfkesseln, den Luftkompressorraum, die Schreinerei und eine kleine Schmiede. Im Hintergrund bildeten die Halden die Grenze des Grubenplatzes. Das Betriebsgelände war mit Eisenpfählen und Stacheldraht abgezüunt.



Die Übertagearbeiter

Auf Mützhagen arbeiteten nur 5 Mann an der Oberfläche. Herr Peter Michels, langjähriger Fördermaschinist, war zugleich Heizer, "Lampist" und verantwortlich für den Luftkompressor. Die Schmiedearbeiten verrichtete ein Arbeiter namens Reinartz aus der Welkenraedter Heide. Ein Schreiner schnitt das Grubenholz nach Maß, machte Schiebekarren, Ladestöcke und alles andere, was an Holz in Frage kam. Am Schacht hatte ein Mann dafür Sorge zu tragen, daß bei den Seilfahrten von Personen oder Erz alles nach Vorschrift verlief. Heinrich Nicol, Nachtwächter von Mützhagen, ist einer der wenigen Arbeiter aus Kelmis gewesen, die dort beschäftigt waren. Außer seinen Rundgängen während der Nacht mußte er zusätzlich den Posten als Heizer übernehmen. In Ausnahmefällen bediente er sogar die Fördermaschine. Dieser Mann, so wird erzählt, hat lange Jahre

hindurch in Begleitung eines Hundes den Weg von Kelmis (er wohnte im letzten Haus in der Ruhr) bis zum Werk immer zu Fuß zurückgelegt.

Die Belegschaft

Alles in allem haben auf diesem Werk nie mehr als 30 Mann gearbeitet. Nach 1918 soll die Zahl noch geringer gewesen sein. Bei der Schließung, i. J. 1935, wurde den letzten 18 übriggebliebenen gekündigt. Die Belegschaft hat meistens aus Männern von Welkenraedt, Lontzen und Henri-Chapelle bestanden.

Die Arbeitseinteilung

Gearbeitet wurde nur in zwei Schichten, der Früh- und Nachmittagschicht. Selbstverständlich mußten Heizer, Pumpenknechte und Nachtwächter auch an Sonn- und Feiertagen antreten. Nur ganz kurze Zeit ist vor Schichtbeginn gebetet worden. Die Posten erteilte wie überall der diensttuende Vorgesetzte.

Die Teufe

Schon im Jahre 1913 war der Schacht bis 81 Meter gesunken. Die Teufe ist bis zur Stilllegung stets dieselbe geblieben. Die Gründe, weshalb nicht eingedrungen wurde, bleiben unklar. Vermutungen zufolge hat man einen zu großen Wasserzustrom befürchtet.

Die Sohlen

Die Grube war in drei Etagen eingeteilt, die 28, 45 und die 81Meter-Sohle. Auf den beiden ersten Sohlen hatte man schon seit 1913 die Suche nach Erz aufgegeben und sie galten seitdem als abgebaut. Wie zu ersehen, ist in den übrigen Jahren nur mehr auf der tiefsten und letzten Sohle die Ausbeutung weitergegangen. Auf Sohle 28 stießen zwei Strecken, eine nach SW, die andere nach Norden vor. Die Explosivstoffe, die von Kelmis nach hier per Fuhrwerk gebracht wurden, lagen auf der ersten Sohle in Sicherheit. Auf den tieferliegenden Sohlen drangen drei Stollen, einer nach NO, der andere nach NW, und der dritte nach Norden in den Felsen ein. Nach üblicher Art bauten auch hier die Bergleute das kostbare Gestein ab. Knatternde

Preßluftbohrhämmer, Zündschnur und Dynamit brachten die Masse in Bewegung, um sie dem Erdschoß entnehmen zu können. Sturzrollen hat es wenige gegeben, schon aus dem Grunde, weil die zwei obersten Sohlen zu schnell außer Betrieb kamen. Unten, auf 81 Meter, brachten die Lehrhauer die Blende von Vorort mit Schiebekarren bis zu einer bestimmten Ablagerungsstelle. Da verladen die Fahrjungen die Beute in Kippwagen und brachten sie zum Förderschacht. Sämtliche Bahnen wurden mit Holzstämmen gestützt und verbaut. Mitten im Gang, der zum Schacht führte, floß in einem Wassergraben das sorgenbereitende, flüssige Element. Wasser soll auf Mützhagen nie Mangelware gewesen sein. Der reichlichen Flüssigkeit die Stirn zu bieten, hingen im Pumpenschacht zwei saugkräftige Hängepumpen. Beide hingen an einem dicken Drahtkabel. Darauf saß der Pumpenknecht, der nichts anderes zu tun hatte, als seiner Turbine das nötige Öl zu geben, und der bei jedem Defekt den Fördermaschinisten durch eine Glocke alarmierte, die Pumpe maschinell hochzuziehen. Damm- und Wettertüre fehlten auch nicht. Auf jeder Sohle brannte am Schacht elektrisches Licht. Der Bergmann hatte kein anderes Licht als seine Karbidlampe.

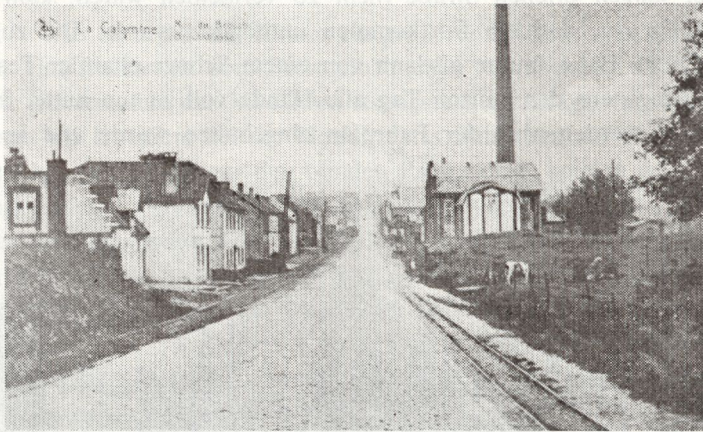
Die Schächte

Im Hauptschacht, dem sogenannten Förderschacht, stiegen und sanken zwei eiserne Körbe. In jedem konnten vier Mann stehen, mithin ging die Personenseilfahrt der kleinen Arbeiterzahl wegen rasch von statten. Man entzog der Erde tagtäglich ungefähr 30 bis 36 Kippwagen Blende und manchmal 5 - 8 Wagen unbrauchbares Gestein, das der Schachtmann zur Halde rollen mußte. Eine durchgehende Förderung war unmöglich, weil dafür die Produktion zu gering ausfiel. Da blieb es nicht aus, daß der Maschinist und der Mann am Schacht nebenbei andere Arbeiten verrichten mußten.

Zwecks normaler Luftzirkulation, wie sie in einer Zeche erforderlich ist, führten unweit des Grubengeländes, in den benachbarten Wiesen, zwei Luftschächte hinunter in das Erdinnere. Einer davon lag 20 Meter nordöstlich, ein zweiter 100 Meter südlich, in der Wiese längs der Herbsthaler Straße. Vielen Passanten sind bestimmt damals die kleinen Bretterbüdchen, die als Abschirmung der tiefen Löcher dienten, aufgefallen, ohne daß sie geahnt hätten, was sie bezweckten.

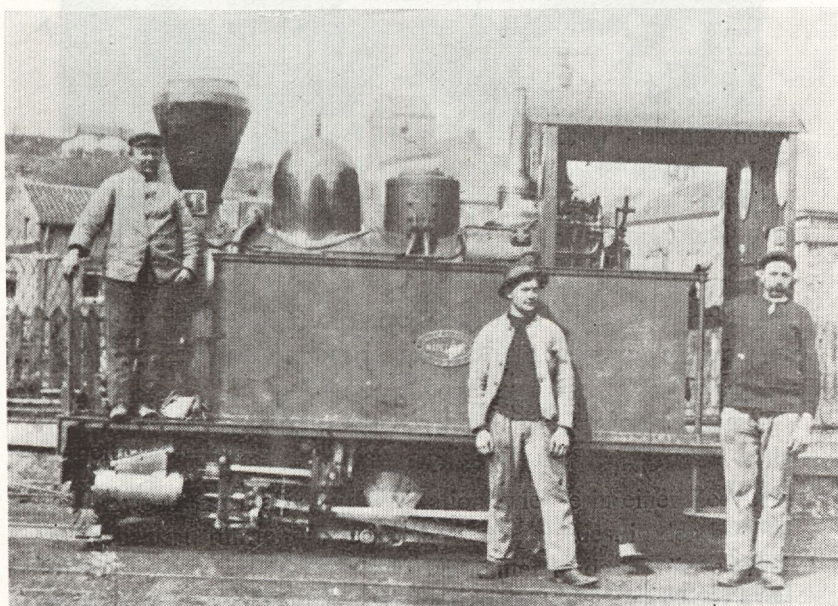
Wie gelangte das Erz zur Wäsche?

Für den Transport der Rohstoffe zur Aufbereitung in Kelmis hatte die Gesellschaft für jede einzelne Grube Transportmöglichkeiten schaffen müssen. Ab Fossey zog ein kräftiges Pferd und von Schmalgraf ein Benzinmotor die teure Last über eine Schienenbahn bis zu ihrem Bestimmungsort. Aus Lontzen dagegen pendelten die mit Blende beladenen Loren an einer Drahtseilbahn bis zur Wäsche. Ganz im Anfang mußte das Mützhagener Erz auf dem Grubenplatz auf Haufen gekippt und mit Fuhrwerken weggeholt werden. Da sie sich klar war, daß dieser mühevollen und langsame Transport nicht die beste Lösung war, beschloß die Direktion, Mützhagen und Wäsche durch eine Eisenbahn zu verbinden. Laut Aussagen soll etwa 1902 mit dem



Bau der Bahn begonnen worden sein. Vom Ausgangspunkt "Wäsche", legte man die Schienen direkt hinter deren Einfriedigung, von wo sie hinunter führten, um gegenüber der kleinen Gasse, die, vom Krickelstein kommend, in die Hauptstraße mündet (das "Tummelegäßchen"), in kleiner Kurve den Nebenweg zu erreichen. Nun reihten sich die Schienen bis zum Terminus längs Häuser, Wiesen, Hecken und Lindenbäume aneinander. Das Haus Steyven im "Bruch", vis-à-vis der Haltestelle für die Aachener Autobusse, war einst der Maschinenschuppen, in dem die kleine Lokomotive, getauft auf den Namen "Madeleine", untergestellt wurde. Sie pendelte Tag für Tag mit vollen und leeren Wagen zwischen den beiden Betrieben. Ein gewisser Peter Schyns aus Kel-

mis hat als erster das neue Fahrzeug gesteuert. Nachher hat alsdann Herr Pieters Antoine aus Kelmis, später Moresnet, den Posten als Maschinist übernommen. Außer dem Lokführer gehörten zu dem Zuge noch zwei Bremser, die, einer in der Mitte, der andere am Schluß des Geleits, auf einem Kippwagen standen, die daran angebrachte Bremsvorrichtung zu bedienen. Die beiden Kelmiser Kollegen Gérard Decroupet und Peter Bongarts haben während vieler Jahre den Bremsschwengel gedreht. Durchschnittlich holten diese Männer 36 Wagen Blende von der Grube weg. Diese Ladung holten sie in drei Fuhren von je 12 Wagen. Bei Leistungssteigerung in der Erde kam ab und zu eine vierte Fahrt in Frage. Zur Winterzeit verlief die Fahrerei natürlich nicht immer nach Strich und Faden. Bei Schneeverwehungen, die auf der langen offenen Straße nicht zu vermeiden waren, kam es häufig vor, daß ein Fortkommen unmöglich wurde. Die zuge-schneite Bahn mußte alsdann von einem Schneeschaufler-Team, das meistens den ganzen Tag alle Hände voll zu tun hatte, freigelegt werden, daß der Fahrplan eingehalten wurde und keine



Die Lokomotive der Bimmelbahn

v. l. n. r. Maschinist Pieters, Bremser Bongarts und Decroupet

Verspätungen entstanden. Diese mußten unter allen Umständen vermieden werden, da es sonst in der Tiefe an leeren Wagen mangelte. In der kalten Jahreszeit liefen die Männer mit Vorliebe bergauf streckenweise zu Fuß neben ihrem Zug. Bergab hieß es jedoch, der drückenden Last wegen seinen Posten nicht zu verlassen. Das beste Mittel, bei dieser winterlichen Arbeit der Kälte Trotz zu bieten, ist nach altem Brauch immer nur das erwärmende "Pinkske" (1/4 Liter Schnaps) geblieben.

Anders war es zur Frühlings- und Sommerzeit für den Maschinisten und seine Gehilfen. Dann begann für sie sozusagen die Erholungszeit und der plattdeutsche Ausdruck "Now hant vör de Eule" (Nun haben wir ein schönes Leben) entsprach ganz der Wahrheit.

Was hätte für uns Kinder ein größeres Erlebnis sein können, als eine Fahrt mit dem Bimmelbähnchen zu machen? Obschon wir wußten, daß das Mitfahren strengstens untersagt war, erwarteten wir trotzdem bei der Hinfahrt das Bähnchen auf der Göhlbrücke, um von da aus den blinden Passagier zu spielen. Maschinist Pieters, allgemein als "Pietsche Twän" bekannt, war ein rauher Kerl mit gutem Kern und hielt an seinen Vorschriften. Wenn er mit seinem Fahrzeug sich uns näherte, rief er mit geballten Fäusten: "Mär net op die Wajels, der Düvelsköpp, sonst bräek ich öch et Jenek". (Nur nicht auf die Wagen, sonst breche ich euch das Genick.) Doch Bangemachen galt nicht, und mit geschicktem Sprung saßen wir in einem der Wägelchen drin. Wir fuhren mit bis zum Lontzener Weg, wo die Rückfahrt abgewartet wurde. Beim Herannahen des beladenen Zuges hallten schon von weitem wieder die derben Phrasen des Twän, die uns aber keineswegs von unserem Vorhaben abhielten. Der Lokführer maßigte sich jedoch recht bald und ließ nichts mehr von sich hören bis die Göhlbrücke passiert war. Dann brüllte er erneut, "Flot erav van dä Klumel, dat der Här öch niet dorop siet!" (Schnell von den Wagen herunter, daß der Direktor euch nicht sieht!) Seinem Befehl leisteten wir hier sofort Folge, da wir als Kind schon wußten, was der Direktor für eine gefürchtete Amtsperson war. Besonders bei den ganz alten Arbeitern galt er als ein zweiter Gott. Bei seinem Erscheinen wurde bei den meisten seiner "Unterta-



Charles Timmerhans

Tage vorher davon in Kenntnis gesetzt. Eine solche Nachricht verursachte Spannung und Nervosität. Hatte "der Starke" nach seinem Besuch das Werk verlassen, atmte jedermann erleichtert auf, als wären sie von einer Katastrophe verschont geblieben.

Als Leiter der "Abteilung Moresnet", die zu seiner Zeit eine 500köpfige Belegschaft zählte, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Zügel fest in der Hand zu halten. Dieser Herr verlangte Disziplin und Ordnung, aber er tat es ja schließlich dem Arbeiter zum Wohle, was von der Mehrzahl seiner Arbeitnehmer mißverstanden oder garnicht verstanden wurde. Seine engsten Mitarbeiter, die ihn näher gekannt haben, wußten zu genau, welche Fähigkeiten und was für eine Rechtschaffenheit er besessen hat. Er soll sogar, so hieß es damals, durch seinen Einspruch bei der Generaldirektion, die Schließung verschiedener Betriebe hinausgezögert haben. In seiner 44-jährigen Amtszeit entstanden Grube Lontzen, Mützhagen und Roer; ferner die 3 Km lange Drahtseilbahn nach Lontzen, die Aufbereitung (Wäsche), welche 1938 durch die Flottation ersetzt wurde, die elektrische Zentrale, die prächtigen Büros und der Wälzofen (1). Die

nen" ein gewisses Unbehagen spürbar. Direktor Timmerhans wurde allgemein "der Starke" genannt. Das Gros seiner ihm unterstellten Werkleute und selbst deren Vorgesetzte hatten quälende Hemmungen, wenn sie in seinem Büro vorsprechen mußten. Den Jüngeren schien das lächerlich und unverständlich. Unzureichende Schulbildung kann nur der Grund hierfür gewesen sein. Besichtigte er eine Grube, wurde die Grubenleitung schon einige

1) Der Wälzofen war das Werk, das hinter der Direktion i. J. 1928 errichtet wurde. Man praktizierte dort ein Verbrennungsverfahren, wobei dem Galmeischlamm, der lange Jahre nutzlos gelegen, der darin enthaltene Zinkoxyd entnommen wurde. Dieser Schlamm wies 15-17% Zinkgehalt auf. 100 bis 120 Tonnen Schlamm ergaben 15 - 20 Tonnen Zinkoxyd zu 55 - 60% Zn. - Die Leute haben dieses Werk immer die Giftmühle genannt.

lange Dienstzeit nebst all diesen Neueinrichtungen dürften sicherlich von einer gerechten und tadellosen Verwaltung zeugen. Das heutige Park-Café im Kelmiser Gemeindepark ist früher die Dienstwohnung des Direktors der "Vieille Montagne" gewesen.

Die Lohn gelder

Das Aufstellen der Lohnlisten war auf jedem Werk Sache des Betriebsführers. Nach Fertigstellung brachte man dieselben zur Buchhaltung in Kelmis. Hier wurden dann die Abzüge verrechnet und die Listen genauestens überprüft. Jeder Arbeiter wurde bei seinem Dienstantritt automatisch Mitglied der St. Barbara Schützengesellschaft und die Beiträge wurden ratenweise vom Lohne abgehalten. An jedem 6. und 20. des Monats war Zahltag, der den Namen Maria-Löhnung erhalten hatte. Betriebschauffeur Baikry, Huppermans oder Struckmeyer brachten die Buchhalter in dem Wagen der Gesellschaft zu den verschiedenen Werken, den Arbeitern die Lohn gelder auszuhändigen.

Berichterstattung

Wenn auch Mützhagen mit der Direktion telephonisch verbunden war und durch den Draht die Sachlage besprochen werden konnte, verlangten Direktor und Grubeningenieur trotzdem einen handgeschriebenen Bericht des Grubenleiters. Dieses Schreiben gelangte in verschlossener Kassette durch Maschinist Pieters von der Grube nach Kelmis und umgekehrt.

Die Stromversorgung

Nachdem im Jahre 1911 die elektrische Zentrale der Gesellschaft fertiggestellt worden war, legte man eine Stromzufuhr bis zur Grube. Um dieses Projekt ausführen zu können, benötigte die Vieille Montagne von den Wieseneigentümern die Erlaubnis, auf deren Eigentum die erforderlichen Holzmasten plazieren zu dürfen. Die in Frage kommenden Bauern bereiteten keinerlei Schwierigkeiten, verlangten nur eine etwaige Entschädigung, was

selbstverständlich ihr gutes Recht war und keiner großen Verhandlungen bedurfte. Für jeden aufgestellten Mast zahlte die Gesellschaft jährlich 12,50 Franken. Ich weiß dieses ganz genau, weil ich selber in jedem Jahr den Bauern die ihnen zukommende Entschädigung ausbezahlen ging.

Die Unglücke

Wie auf allen Werken, so gab es auch auf Mützhagen Verwundungen, die manchmal unvermeidlich sind. Unglücke mit tödlichem Ausgang sind jedoch weder ober- noch unterirdisch zu verzeichnen gewesen.

Die Schließung

Dem traurigen Los der Schließung konnte auch Grube Mützhagen nicht entgehen. Die Unrentabilität zwang die Generaldirektion zu diesem bedauerlichen Beschluß, der Anfang des Jahres 1935 Wirklichkeit wurde. Den meisten Bergleuten wurde gekündigt. Eine geringe Anzahl Männer siedelten zur Nachbargrube "Roer" über. Schon bald begann der Abbruch und das Werk am "Weißen Haus" hatte aufgehört zu existieren und das einzige was geblieben, sind die Erinnerungen.

Ein Einwohner aus Hergenrath in der Grande Armée

Johannes Heinrichs Berners aus Hergenrath schreibt nach Hause.

von G. de Smet und F. De Bock

Die beiden unten abgedruckten Briefe gehören zu einem Bestand von etwa 1200 Soldatenbriefen aus der Napoleonischen Zeit, die kurz nach 1930 im Lütticher Staatsarchiv aufgefunden wurden. Sie gehören zu den vielen Aktenstücken aus der französischen Zeit, als das Lütticher Fürstbistum (1) in die Republik einverleibt war. Sie stammen alle von Einwohnern des "Département de l'Ourthe", zu dem die Gegenden an Voer, Rur und Weser gehörten und das von der Hauptstadt Lüttich aus verwaltet wurde. Auch die Aushebung neuer Rekruten für die Heere der Republik und des Kaiserreiches, die nach Einführung der Wehrpflicht in mehreren Teilen Europas u.a. auch in der Eifel, auf lebhaften Widerstand stieß, erfolgte von Lüttich aus. Der dortige Präfekt scheint jedoch die Vorschriften des Kriegsministeriums auf humane Weise interpretiert zu haben. Der Nachweis eines Bruderdienstes konnte Zurückstellung oder sogar Freistellung vom Militärdienst zur Folge haben, so daß die jungen Einwohner des Ourthe-Départements, die einen Einberufungsbeehl erhalten hatten, Militärzertifikate brauchten, die von den Kommandeuren der französischen Truppenteile, zu denen der Bruder gehörte, auszustellen waren. Als sich jedoch bei der Beschaffung dieser amtlichen Bescheinigungen allerhand Schwierigkeiten ergaben und dadurch Ungerechtigkeiten zu entstehen drohten, entschied der Lütticher Präfekt, daß auch vor kurzer Zeit eingetroffene Briefe von Soldaten der Grande Armée als gültige amtliche Beweisstücke betrachtet und angenommen werden sollten. Es sind diese Briefe, die später von den französischen Dienststellen mit den übrigen Unterlagen aufgehoben wurden und auf diese Weise bewahrt blieben.

Selbstverständlich handelt es sich in den meisten Fällen um Briefe in französischer Sprache. Da das Ourthe-Departement auch niederländisch- und deutschsprachige Teile umfaßte, befinden sich unter den in Lüttich aufgefundenen Stücken auch ein Dutzend niederländische Soldatenbriefe (u.a. aus Landen, 's Graven-

1) Dasselbe gilt vom Herzogtum Limburg, dem wir angehörten.
(Anm. der Redaktion).

voeren, Aubel, Teuven, Sippenaeken) und mehr als hundert Briefe in deutscher Sprache. Die Briefschreiber bzw. die angeschriebenen Verwandten und Bekannten stammen aus dem östlichen Randgebiet des Departements, das sich von der Eupener Gegend (Homburg, Remersdaal, Raeren, Kettenis, Eynatten, Hergenrath) bis in die Umgebung von St. Vith, Schleiden, Kall und Kronenburg erstreckte. Diese Briefe sind nicht nur inhaltlich interessant, sondern enthalten auch bedeutsames Material für die Kenntnis der sprachlichen Situation in diesem Gebiet und ermöglichen wichtige Einblicke in die Mundart, die Umgangssprache und die zwischen Maas und Rur gebrauchte Schriftsprache. Wohl muß berücksichtigt werden, daß nicht jeder Soldat, dessen Unterschrift unter einem Brief steht, auch der wirkliche Briefschreiber gewesen ist; manchmal mußten die "conscrits" sich der Feder eines Bekannten oder eines Freundes anvertrauen, so daß mit allerhand Sprachmischungen zu rechnen ist.

G. De Smet hat in *Taal en Tongval* 18 (1966) schon einen **niederländischen** Brief von M. Bounie veröffentlicht, der nach Fairon und Heuse aus Hergenrath stammt. J. H. Berners, ebenfalls aus Hergenrath, von dem hier zwei **deutsche** Briefe abgedruckt werden und der diese Briefe ohne Zweifel selber geschrieben hat (was aus einer Mitteilung von Herrn A. Bertha hervorgeht), hat anscheinend mehr Glück gehabt als der Ketteniser Arbeitersohn J. J. Wolf, der in Spanien gefallen ist. Herr Bertha teilt uns mit, daß J. H. Berners im Jahre 1836 als Zeuge ins Hergenrather Gemeindehaus kommt, um den Tod seines Bruders zu melden. In der Sterbeurkunde des letzteren wird neben dem Beruf des Zeugen (Fabrikarbeiter) auch sein Alter angegeben. J. H. Berners war damals 43 Jahre alt. Er wird also um 1793 geboren sein und war demnach im Jahr 1813, als er aus Koblenz und Magdeburg an seine Eltern und Angehörigen schrieb, etwa 20 Jahre alt.

Die Briefe werden hier so genau wie möglich abgedruckt. Auf Korrekturen und moderne Zeichensetzung wurde verzichtet. Nur das gelegentlich gebrauchte Zeichen // soll das bessere Verständnis einiger Stellen ermöglichen. Die Zeilenlänge wird beibehalten. Undeutliche, aber noch einigermaßen leserliche Stellen stehen zwischen runden Klammern. Unleserliche Buchstaben wer-

den jeweils durch einen Punkt wiedergegeben. Zwischen die Zeilen oder über die Zeile geschriebene Wörter oder Buchstaben stehen zwischen umgekehrten runden Klammern. Durchgestrichenes oder Getilgtes wird durch Schrägstriche gekennzeichnet. Der Akzent über einem Vokal vertritt ein kleines übergeschriebenes e-Zeichen; seine Funktion steht nicht ganz fest. (1) Nur im ersten Brief ist auch die Adresse bewahrt geblieben.

1.

Cobelentz d den 25 februarien 1813

a)

Vielhertzgeliebte vatter und mutter schwester und brüder
 ich grüße euch dūsentfeltig und tūhe euch zu wissen
 das wir den 24 februaris in cobelentz angecoemen
 sind und /euch/ tuehe euch zu wissen das ich noch in
 gueter gesundheid bin wie ich auch ./ von euch
 verhohe // ich hab ein groses verlangen um zu wissen
 wie es ergangen ist mit meinem brueder geradus
 ich verhohe das sie mir auf das /gesch./ geschwindigste
 antwort schreiben dan wen ihr ein sartifikat
 gern hettet so sal ich sie euch besorigen // auf die
 reise haeben wir bekoemen al zwei daegen 1 francs
 wie es uns hier ergehen wird davon wissen wir
 noch nicht viel // wen ich noch einmal schreiben
 werde dan werde ich euch merere neuigkeiten
 schreiben // johannes Renirus havenith ist meinen
 schlafkamerath deswegen bin ich auch recht froe
 ich verhohe auch das sie mir schreiben werden
 welche von meinen kameraeten das ietz muesen
 maschier)e(n // ich gruese auch alle verwanten und
 bekanten /v/ wie auch)einen grus(an den Herren merr

Schaberth

und seine madaeme und kinderren und seine ganze
 haussaltung

b)

liebe vater und mutter ich denke ófters an euch
 /und/ und verhoffe auch das ihr ófters an mir denken
 werdet // besonders im gebeth /ist/ // dan das gebeth ist das

- 1) Dieses übergeschriebene e scheint bald ein Umlauts- bald ein Länge-
 zeichen zu sein (Die Redaktion).

genige welches uns am meisten notwendig ist
 wir siehen auch alle daegen viel folck)nach(maens gehen
 das gesprech ist /da/ auch das wir muesen in kórzer
 zeit nach maens gehen // wie wir an der stath co(eb)elentz
 sind gecoemen da haeben wir /on/ unsere kiedelen müsen
 verkóffen und haeben nicht viel dafuer bekómen // ich haebe
 35 Steuber fúr meinen kiedel bekómen und meinen kaemerath

Renir haevenith

hir ist mein adres

30 Steuber

à monsieur berners soldat

à la 85 Regiment d(é)nfantire

3^e compagne 5 batiljon (1) à coblenlz

hier ist mein adres à monsieur

Johannes Henricus Berners Soldat

à (L) a 85 /B/ Regiment dénfantire

3^e compagnie 5 batiljon à coblentz

° ihr mueset mir auch schreiben ob /eh/ ihr noch nicht
 wisset wie es ergangen ist mit Joseph kloth

i ich verhoffe das ihr mein schlegtes schreiben

diesesmal wertet fúr gut annemen // wen ich

noch einmal schreiben werde dan werde ich

besser schreiben Johanes Henricus Berners °(2)

2.

a)

adrese a(n) monsieur

monsieur joseph

Berners à hergenrath

departement de L'ourte

canton d'eupen par

eupen a hergenrath

Sito Sito

b)

Machtenburg den 15^{en} ijulij 1813

vieligeliebteste vatter und mutter schwester

und brüder jch kan nicht underlaessen

zu schreiben an euch dan jch haebe (e.)

1) I und j übereinander geschrieben

2) Der Text zwischen ° ° wurde neben der Angabe der Adresse unten
 rechts am Rande nachgetragen, als der Brief schon abgeschlossen war.

Zeit noch zu senden einen grus von
 jenen die zu seine lieb. Mutter Schwestern
 und ~~brüder~~ in hertenrath er hat auch
 einen brief geschrieben aus lübeck auch einen
 grus. von renius haevenith an seine
 eltern in hauset auch einen grus ^{an mich} an alle
 verwanten und bekanten wieder auch an
 den Herren wort Schaeberth und seine madaam
 und kinder und auch an Leonard Rothenth
 wie das auch an Lambertus Stielman
 also schreibt mir das auf das geschwindigste
 antwort und schreibt mir alle neigkeiten
 die er ich weiss und welche jungen
 das haben doch mir müssen maechieren
 also schliesse ich das mit diesen worten
 den brief und verbleibe eweren getreuer
 Sohn Johannes Henricus Berners (ist indert
 meine aderesse ist a monsieur monsieur
 Berners 3 soldat. als 85 regiment
 4 battelion 3 compagnie garnison a machten
 bei

ein groeses verlangen um zu wissen op ihr
 noch lebet oder nicht und auch wie es mit
 meinem brüder ergangen ist op er noch bei euch
 ist oder nicht dan ich bin ietz über 5 monath
 von euch und haebe 4 briefen geschreven und
 haebe noch kein antwort darauf bekoemen
 darum schreibe ich ietz den 5^{en} brief und
 verhöfe dan auch antwort darauf zu bekoemen
 also dühe ich euch dan zu wissen das wir
 10 daegen in lübeck gelegen haeben (.) und
 darnach sind wir vertroeken nach machtenburg
 und haeben ettelige dāgen eins felt gelegen
 und haeben auch refū gepassirt für den
 kaeiser napolium und haeben auch fiele schaeden
 gedan ins f(...) (da)n es war (...) folck beisaemen (1)

c)
 darnach sind wir wiederrum zu der statt /er/
 hereingezoegen und seind alle daegen zu erwarten
 das wir muessen vertreken n nach Saeckssen zu
 der grösen armeij // was mich anbelant ich bin
 goott sei dang noch friesh und gesund wie)ich(dan
 auch verhoefe das ihr noch alle sein wertet
 (m)eine liebste elteren ich l verhoeffe das ihr doch
 die guedigkeit haebet und schieket mir etwas
 gelt wen eure vermoegen es leiden kan dan
 ich wol nich haeben das ihr euch groese
 unrühe dafür soltet andu)e(n dan ich haebe
 noch etwas wo ich euch dan auch dausend :
 : feltigen dang für wiesse dan wer kein
 gelt haebet der mus hunger und durst
 leiden // ich daete nor wunssche das ich nor
 einmal kónte bei euch sein // ich verhoeffe aber
 doch noch einmal bei euch zu koemen // ich
 verhoffe aber auch das ihr doch meiner nicht
 vergesset im ge(...) (2) dan wir haeben keine (z)

1) Wahrscheinlich : gedan ins felt dan es war fiel folck beisaemen

2) gebeth

d)

zeit fuer zu beten // einen grus van
 joseph clot an seine lie(b...)utter (1) schwesteren
 und /.../ brüder in hergenrath er hat auch
 einen brief gescheven aus lübeck auch einen
 grus van renirus haevenith an seine
 elteren in hauset auch einen grus)van mich(an alle
 verwanten und bekanten wie dan auch an
 den Herren mert Schaeberth und seine madaem (.)
 und kiender und auch an Leonart Rotheuth
 wie dan auch an Lambertus Stiekelman
 also schreibet mir dan auf das geschwindigste
 antwort und schreibet mir alle neuigkeiten
 die ir ihr wiesset und welche iungen
 das haeben nach mir müssen maeschieren
 also schliese ich dan mit s diesen wortten
 den brief und verbleibe euerren getreuesder
 sohn johannes Henricus Berners bist in den doot
 meine aderesse ist a monsieur monsieur
 Berners s soldat a la 85 regement
 4 battelion 3 compagnie garnison a machten

bu(r.) (*)

1) liebe mutter

* E. FAIRON und H. HEUSE haben in ihrem grundlegenden Buch
Lettres de Grogards de l'Épopée Napoléonienne (Lüttich-Paris 1936)
 die Lütticher Soldatenbriefe für eine ausführliche und ergreifende Dar-
 stellung der Schicksale der Rekruten aus dem Ourthe-Departement unter
 den Fahnen des Kaisers benutzt.

Vgl. auch

G. DE SMET, *Drie oude soldatenbrieven uit de streek van Landen*,
 WT 24 (64-65), 405-440 ;
Soldatenbrieven uit het land van Overmaas. TT 18 (1966),
 27-41 ;

Festschrift M. Zender (im Druck, Bonn, 1972).

A. BOILEAU, *Brabantse Taaluitzetting over het Hertogdom Limburg*.
 Brabant 1 (1968), 14-19.

F. DE BOCK, *Vierzig deutsche Briefe von Napoleonischen Soldaten aus
 dem Département de l'Ourthe* (Examensarbeit R. U. Gent
 1968).

Louis-Marie Chabert : ein Franzose

als Bürgermeister der Doppelgemeinde Hergenrath/Hauset

1797 - 1814

von Alfred Bertha

Über Johannes Henricus Berners wissen wir also nur wenig. Hat er am 26. August 1813 bei Dresden gekämpft? Hat er am 19. Oktober desselben Jahres die Völkerschlacht bei Leipzig mitgeschlagen? Hat er den Rückzug Napoleons mitgemacht? Ist er in Gefangenschaft geraten oder hat er sich gar absetzen können? Wir wissen es nicht. Sein Name findet sich weder in den Hergenrath noch in den Hauseter Sterbeurkunden. So muß man wohl annehmen, daß er verzogen ist, möglicherweise nach Aachen oder Eupen. Da er Fabrikarbeiter war, ist dies nicht ausgeschlossen. Der Name Berners, der im 18. und 19. Jh. in Hergenrath stark vertreten war, ist heute dort ausgestorben.

Bedeutend mehr wissen wir über den "merr Schaeberth", den Berners in seinen beiden Briefen grüßen läßt. Marie Louis Chabert hat den Geschicken dieser Gemeinde von 1797 bis 1814 vorgestanden. Im Amt des Bürgermeisters folgt er Steffen Eyp-tien. Geboren war Chabert in Saint-Jean-en-Royans, Département de la Drôme, am 12. 12. 1758. Das erste amtliche Dokument, das mit "Chabert" unterzeichnet ist, datiert vom 29. floréal des Jahres 5 der Republik (= 19. 5. 1796).

Als er am 18. brumaire des Jahres 10 der Republik (= 9. Nov. 1801) den ehelichen Bund mit Maria Elisabeth Steenars aus Meldert (Hasselt) schloß, war er seit 16 Jahren in Hergenrath ansässig. Er war ein Landwirtssohn - seine Eltern waren in Saint-Jean geblieben - und war selber auch Landwirt. Es ist schwer zu sagen, was ihn 1785 nach Hergenrath verschlagen hat. Er war jedoch, daran ist nicht zu zweifeln, der richtige Mann, um nach der französischen Annektion (1795) die Verwaltung der Gemeinde zu übernehmen. Er schreibt einwandfrei die Sprache Voltaires und ist sicherlich genug eingebürgert, um von den Einheimischen nicht mehr als Fremdling angesehen zu werden.

Er hat es gewiß nicht immer leicht gehabt, er, ein Franzose, die deutsch oder flämisch klingenden Namen der Hergenrather und Hauseter richtig zu schreiben. So kommt es denn auch zu wirklich sehr phantasievollen Schreibungen ein und desselben Namens. Sogar der beigeordnete Bürgermeister Nicolas Monchamp schreibt seinen Namen mal so, mal so. Die allermeisten Hergenrather waren übrigens des Schreibens unkundig, was der "maire" denn auch jedesmal vermerkt. (1) Nur sehr selten kann er die Urkunde mit den Worten abschließen : " die die Zeugen mit mir unterschrieben haben". Chabert mußte sich also bei der Schreibung der Namen die meiste Zeit auf sein Gehör verlassen.

Wenn man den Wortlaut der Geburtsurkunden wörtlich nehmen darf, so wurden die Kinder dem Bürgermeister oder Standesbeamten auf dem Gemeindeamt präsentiert. Und bei Sterbefällen, so vermerkt Chabert, begibt er sich zum Sterbehaus, um sich von dem Todesfall persönlich zu überzeugen. Besonders hoch ist die Sterblichkeit bei Kindern und Jugendlichen. Von den neun Gestorbenen des Jahres 1798 waren 5 unter 20 Jahren, 1799 waren es 7 von 13. Auffallend hoch ist auch die Sterblichkeit junger Mütter, wahrscheinlich bei der Niederkunft. Totgeburten sind ebenfalls sehr häufig.

Zu den unangenehmen Seiten des Bürgermeisteramtes zählte sicherlich die Aufstellung der Listen der Milizpflichtigen. Die ersten Eintragungen dieser Art finden wir unter dem Datum des 25 messidor des Jahres 11 (= 15. 7. 1803). Chabert führt für die Jahre 9 und 10 nur zwei Militärflichtige an : Jong Nicolas Jean aus Hergenrath und Asch Ludwig aus Aachen. Letzterer leistet den Dienst ersatzweise für den "citoyen" Joseph Fabrius Nicol. Gegen ein entsprechendes Entgelt.

In der gut 10 Jahre nach Ende der Franzosenzeit, nämlich 1826, begonnenen und bis 1915 geführten Gemeindechronik schreibt Bürgermeister von Lassaulx einleitend und im Rückblick auf die Schreckenszeit der Franzosenherrschaft folgende Zeilen :

- 1) "Les deux témoins ont déclaré ne savoir écrire."
 - "Les comparans aiant déclaré ne savoir écrire."
 - "Le père de l'enfant aiant déclaré ne savoir écrire."
- Das sind immer wiederkehrende Formeln.

„Auch die Militärflichtigkeit wurde eingeführt, das unserem Volke gehässigte Gesetz, dem sich keiner fügte; damals waren unsere Wälder und abgelegenen Häuser voller Refractairs, häufige Gendarmenpatrouillen durchstreiften das Land und fingen niemand, denn sobald sich ein Gendarm sehen ließ, waren alle Weiber und Mädchen eifrigst bemüht, alle Schlupfwinkel zu durchstreifen und zu warnen ...“

In den ersten Jahren des 19. Jh. scheint Hergenrath/Hauset vom Krieg nur wenig mitgenommen worden zu sein. Man heiratet, vergrößert die Familie und stirbt wie bisher. 1806/07 beginnt dann der Krieg, auch Hergenrath und Hauset Blutopfer abzuverlangen.

Die erste Gefallenenmeldung kommt aus dem Militärlazarett von Neuruppin (Bez. Potsdam). Dort erliegt am 15. 11. 1807 der Hergenrather Jean Henri Schmitz einem "schleichenden Fieber" ("fièvre lente nerveuse"). Wahrscheinlich war es Typhus, dem man ja auch den Namen Lazarettfieber gegeben hat. Schmitz gehörte zur "Grande Armée".

Jean Laurent Stickelmann aus Hauset ist das nächste Opfer Napoleonischer Großmachtträume. Auch er stirbt am Fieber in Sables d'Olonnes (Vendée - Frkr.), am 18. 3. 1808.

Jean Hubert Fleck, ebenfalls aus Hauset, stirbt im Militärlazarett Saint-André in Bordeaux am 22. 11. 1808.

Am 31. 1. 1809 erliegt der 22-jährige Gilles Hanssen im Militärlazarett von Bayonne seinen Verwundungen.

Jean Lambert Zincken stirbt am 3. 5. 1809 im Alter von 21 Jahren an Skorbut auf der Insel Yeu (arrondissement Sables d'Olonnes).

Jean Guillaume Junk, der in der Spanienarmee diente, wird am 1. 6. 1812 von einer Kugel getroffen und bleibt in fremder Erde zurück (Burgos/Spanien).

Am 22. 12. 1813 fällt Jean Pierre Hauvenith, 22 Jahre, auf dem "Felde der Ehre".

Am 29. 8. 1814 stirbt in einem Straßburger Militärlazarett ein unbekannter Soldat. Man weiß nur, daß es ein Bürger Hergenraths war.

Wir wissen nicht, wieviele Hergenrath und Hauseter in Wirklichkeit in der Franzosenzeit gefallen sind. Wir wissen nicht, wieviele den Rußlandfeldzug und das anschließende Debakel mitgemacht haben. Es ist anzunehmen, daß es neben den oben Genannten noch eine Reihe Verschollener gegeben hat (1). Die unsicheren Zeiten und die Abwesenheit vieler junger Männer erklären wohl, daß 1812 nur vier Ehen in Hergenrath/Hauset geschlossen werden.

Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jh. sind die allermeisten Hergenrath noch in der Landwirtschaft tätig. Aber es gibt auch einige Tagelöhner und Holzfäller. 1806 werden ein Maurer, ein Stellmacher und ein Schuster erwähnt. Ein Berners war Hufschmied. 1807 stoßen wir auf den Beruf des Wollspinners und der Wollspinnerin ("filleur/filleuse à la laine"). Auch eine Kuhhüterin, die 13-jährige Magdaleine Fraipont, wird erwähnt. Kinderarbeit war gewiß keine Ausnahme. 1820 stirbt im Alter von 10 Jahren der Wollspinner Johann Heinrich Lennecke. Das will jedoch noch nicht heißen, daß der Junge in einer Wollspinnerei gearbeitet hat. Spinnen und Weben wurde auch als Heimarbeit betrieben. Viele Häuser waren gewiß noch mit Stroh gedeckt, denn Hergenrath hatte einen Strohdachdecker. 1799 hat das Dorf schon eine Mühle. Getreide wurde jedoch nur wenig angebaut, im Gegensatz zur Preußenzeit. (2)

Der Bürgermeister selber war Landwirt. Er wohnte in der "mairie", damals in der Aachener Straße gelegen. Der Bauernhof Palm ist heute noch unter dem Flurnamen "in de Vergadering" (= Versammlung) eingetragen. Aber Louis Marie Chabert hatte Pläne. Und wären sie verwirklicht worden, so hätte sich das Gesicht dieses Dorfes wohl von Grund auf verändert. Cha-

- 1) Nach in den Gemeindearchiven nicht belegten Angaben sollen weiter gefallen sein : Bonnie Nicolaus in Magdeburg, am 22. 9. 1813 ;
Cüpper Stephan in Wien, am 3. 7. 1809 ;
Lejeune Thomas in Alexandrien, am 18. 9. 1806 ;
Pleis (Theis ?) Johann in Bordeaux ;
Stickelmann Wilhelm in Luxemburg, am 6. 2. 1814 ;
Havenith Johann in Pont de Mousson am 26. 2. 1808.

Somit käme man auf die Zahl von 14 Toten für die Doppelgemeinde Hergenrath/Hauset.

- 2) Der letzte Ackerer war Thywissen vom Hergenrath Hof. Im Hergenrath Feld, gegenüber Dr. Keutgen, baute er bis etwa 1920 Getreide an .

bert wollte nämlich in Hergenrath Kohle fördern ! Unter dem Datum des 13. April 1808 schreibt er folgenden Brief an den Präfekten des Ourthe-Départements zu Lüttich :

Louis Chabert Bürgermeister und Grundbesitzer in Hergenrath, Regierungsbezirk Malmédy

an

Herrn Micoud d'Umons, Präfekt des Ourthe-Départements zu Lüttich.

Herr Präfekt !

Aus verschiedenen Quellen weiß ich von nicht ausgebeuteten Kohlevorkommen, die jedoch unter einem Teil des Gebietes der Gemeinde Hergenrath sowie an der Stelle, wo früher mit dem Abbau begonnen worden war, nachgewiesen sind. Seit langem schon möchte ich dieses Wissen nutzen. Ich kenne ganz genau die Gründe, die zur Aufgabe der Kohleförderung in Hergenrath geführt haben. Die Hergenrather Grube hätte - das beweisen die Anfänge - eine rege Tätigkeit und festen Bestand genommen, wenn nicht der Abt von Rolduc, der beträchtliche Einnahmen aus den Kohlengruben seines Landes bezog, das Projekt zu Fall gebracht hätte. Zu jener Zeit gehörte unsere Gemeinde zu Limburg, und da besagter Abt Mitglied des Ständerates dieser Provinz und außerdem ein mächtiger Mann war, war es ihm ein Leichtes, alle Hoffnungen auf ein florierendes Unternehmen zu zerschlagen, ein Unternehmen, das gewinnbringend und der ganzen Gegend von Nutzen gewesen wäre. Der Versuch konnte jedoch nicht gelingen, da er von nur wenig bemittelten und wenig einflußreichen Personen unterstützt wurde.

Wenn ich bis jetzt gewartet habe, Ihnen, Herr Präfekt, meinen Antrag einzureichen, dann nur deshalb, weil ich allen Schwierigkeiten, die mir von einigen Nachbareigentümern hätten gemacht werden können, dadurch vorbeugen wollte, daß ich selbst das Gelände ankaufte, das noch nicht mein Eigentum war, mir aber jetzt gehört, und auf dem ich zu schürfen gedanke.

Ich bitte Sie also, Herr Präfekt, mir für die Dauer von 50

Jahren die gehörige Erlaubnis zu erteilen, damit ich sofort mit meinen Sondierungen beginnen kann; des weiteren bitte ich Sie, um jede unnötige Verzögerung zu vermeiden, unverzüglich die Bekanntmachung meines Antrages zu veranlassen (1), damit im Falle erfolgreicher Suche ordnungsgemäß und unverzüglich ein Entschluß gefaßt werden kann. Um den Gesetzen und Verordnungen bezüglich der Grubenkonzessionen Genüge zu tun, füge ich meinem Antrage eine topographische Karte in dreifacher Ausfertigung bei; an Hand dieser Karte werden Sie sehen, Herr Präfekt, daß ich klare und unverrückbare Grenzen gewählt habe. Das Gelände, für welches ich die fünfzigjährige Konzession beantrage, hat folgende Grenzen:

Im Norden die Straße von Lüttich nach Aachen

Im Osten den Weg von Bildchen nach Hergenrath sowie den Gemeindeweg, welcher sich gegenüber den ersten Häusern dieser Gemeinde befindet;

Im Süden den Weg von Hergenrath nach Stolberg

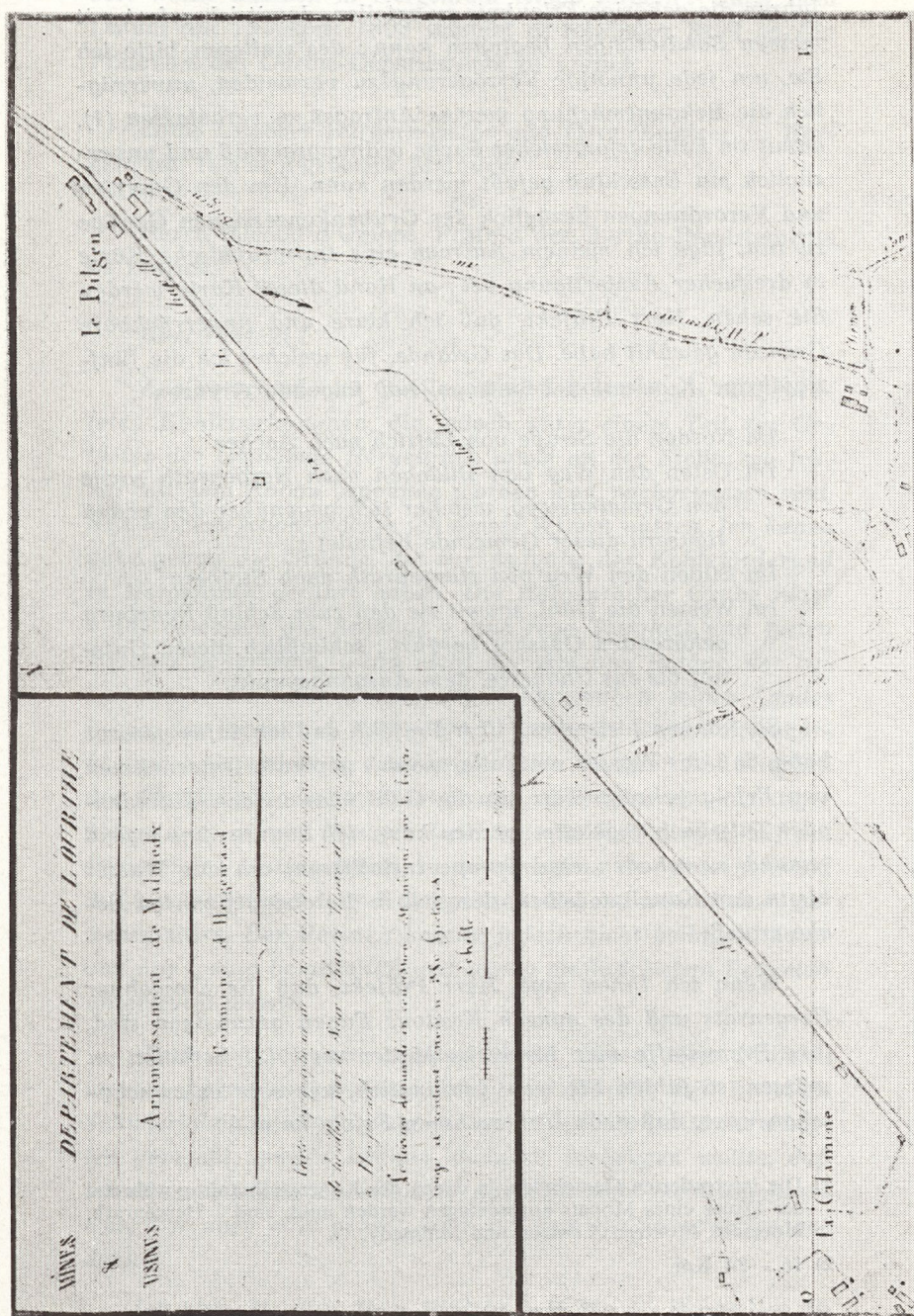
Im Westen die Göhl, soweit sie den zum Schloß Eyneburg gehörenden Gutshof berührt; schließlich diesen Gutshof bis zur Chaussee, dem Ausgangspunkt.

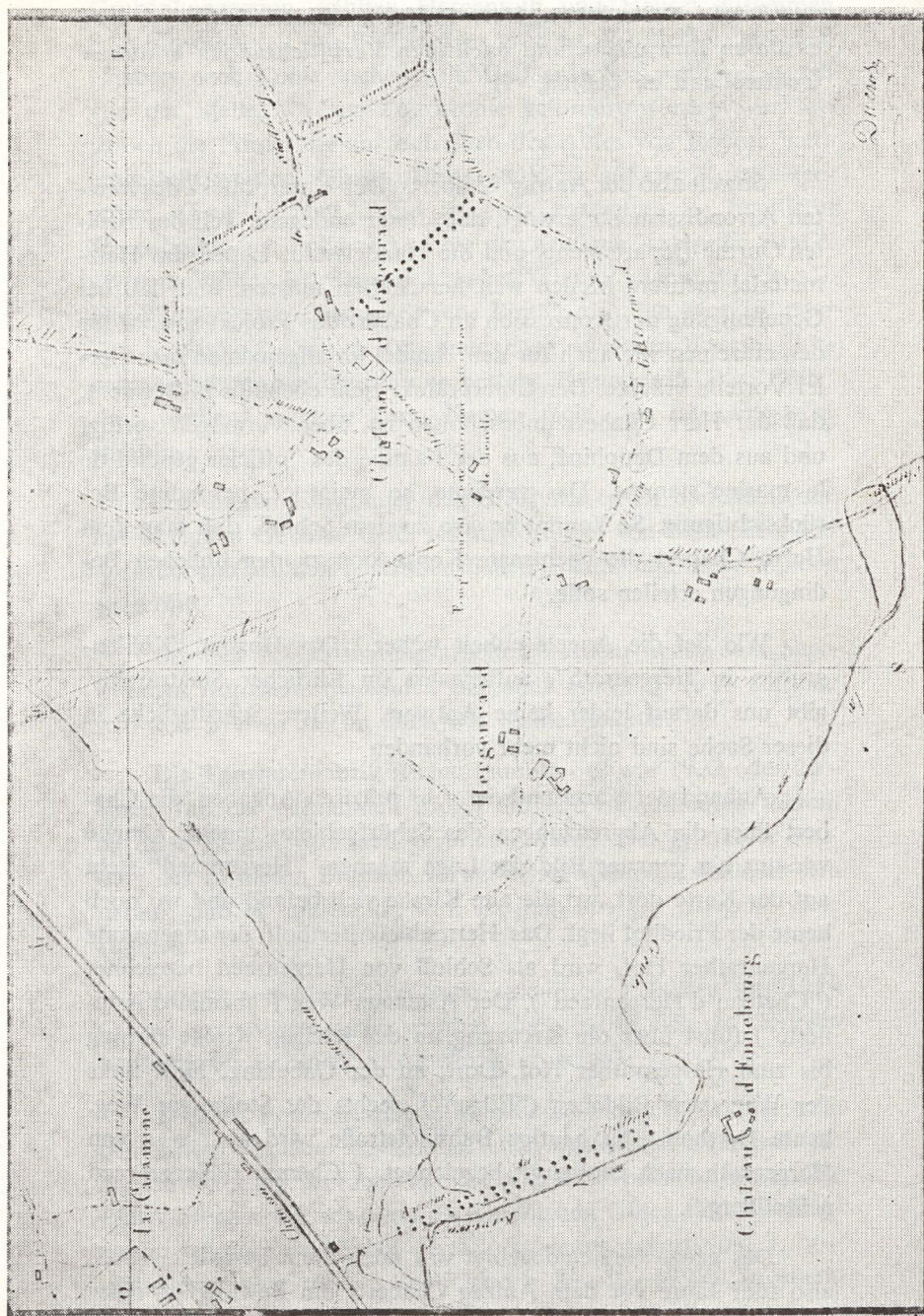
Sie können feststellen, Herr Präfekt, daß ich dafür gesorgt habe, daß das Wasser, im Falle, wo das geplante Unternehmen von Erfolg gekrönt wäre, in die Göhl oder in den Tulinden- oder Tüljebach abgeleitet werden kann. Ich könnte ohne irgend jemand zu schaden eine Pumpe installieren, um das Wasser bis in den Kanal zu heben, der sich in die obengenannten Bäche ergießt.

Wenn ich Ihnen sage, Herr Präfekt, daß die Einwohner Hergenraths und des ganzen Kantons Eupen gezwungen sind, ihre Brennstoffe vier bis sechs Meilen weit (2) herholen zu müssen, so fühlen Sie wohl hinlänglich, wie sehr es zu wünschen wäre, daß mein Unternehmen Erfolg habe.

1) Die interessierten Gemeinden, in denen der Konzessionsantrag während der Dauer eines Monats angeschlagen werden muß, sind Hergenrath, Moresnet, Montzen, Lontzen und Malmedy.

2) 16 - 24 Km





Darf ich Sie bitten, Herr Präfekt, meinen Antrag so bald es Ihnen Ihre vielen und wichtigen Verpflichtungen erlauben, wohlwollend zu prüfen. (1)

Soweit also der Antrag Chaberts. Der Unterpräfekt des zweiten Arrondissements erwägt, daß dieser entlegene Teil des zweiten Ourthe-Départements und die Handelsstadt Eupen das Heizmaterial mehrere Meilen weit herschaffen müssen, und daß bei Genehmigung der Konzession an Chabert das Projekt sowohl für den einzelnen wie auch für den Handel im allgemeinen mancherlei Vorteile brächte. Der Unterpräfekt zieht ebenfalls in Betracht, daß der Herr Chabert unbescholten ist, über Vermögen verfügt und aus dem Dauphiné, aus der Familie des "officier général de la marine" stamme. Das verdiene, so meint er, besondere Berücksichtigung. So kommt er also zu dem Schluß, daß man dem Herrn Chabert die beantragte Konzession zu den üblichen Bedingungen erteilen solle.

Wie lief die Angelegenheit weiter? Das Dossier "Kohlengruben in Hergenrath", aufbewahrt im Lütticher Staatsarchiv, gibt uns darauf leider keine Antwort. Weitere Schriftstücke in dieser Sache sind nicht mehr vorhanden.

Anhand der Karte und der sehr präzisen Angaben, die Chabert über die Abgrenzungen des Schürfgebietes macht, können wir uns ein genaues Bild der Lage machen. "Hergenraed" steht auf der Karte dort, wo die alte Kirche sich befand und wo noch heute der Friedhof liegt. Das Herrenhaus Bertholf, der sogenannte Hergenrather Hof, wird als Schloß von Hergenraed bezeichnet ("Chateau d'Hergenraed"). Der Asteneter Weg ("chemin d'Astenette") führt über die Kreuzung an der jetzigen Kirche hinweg bis zum Hergenrather Hof. Dort, an der Gabelung, führt links der Weg nach Bildchen ("Bilgen"), rechts der Stolberger Weg, heute Bertholf. Die heutige Bahnhofstraße wird als "Weg von Hergenrath nach Stolberg" bezeichnet. ("Chemin d'Hergenraed à Stollberg").

Das ganze Gemeindegebiet war noch dünn besiedelt. 1803, also fünf Jahre vor dem Antrag Chaberts um Bewilligung einer

1) Vom Verfasser des Aufsatzes aus dem Französischen übersetzt.

Grubenkonzession, zählten Hergenrath und Hauset zusammen 840 Einwohner. Etwa 350 Hektar groß ist das Gebiet, auf dem Chabert nach Kohle suchen will. Und ausgehen wollte er gewiß von der Stelle, wo zur Zeit Kohle gefördert worden war, wo jedoch die Förderung auf Betreiben des Abtes von Rolduc hatte eingestellt werden müssen. Diese Stelle ist auf der Karte angegeben. (Emplacement d'une ancienne extraction de houille"). Sie befindet sich links und rechts der heutigen Aachener Straße, etwa in Höhe der Sägerei Laschet (Heute Sägewerk Pirard). Die Flur trägt den Namen "e jene Pratt", also "im Morast" oder "im Schlamm". Ob ein Zusammenhang zwischen diesem Flurnamen und der Kohleförderung besteht, ist ungewiß. Die "Pratt"-flur verdient nämlich ihren Namen nicht. Sie ist keineswegs sumpfig.

Die älteren Einwohner des Ortes wissen zu berichten, daß auf besagtem Gelände tiefe, trichterförmige, von Menschenhand ausgehobene Mulden bestanden haben ; heute sind diese Mulden aufgefüllt.

Bei den Ausschachtungsarbeiten zu dem heute dem Sägewerk als Büroraum dienenden Bau stieß man i. J. 1906 auf eine schwarze Masse, die im Ofen wie Kohle brannte.

Die Tonwarenfabrik Richard mußte - es war 1922 oder 23 - einen Teil der gebrannten Ziegel auf den Schutthaufen fahren, da diese Ziegel sozusagen verbrannt waren. Bei genauerer Prüfung des zu diesen Bränden verwendeten Materials stellte es sich heraus, daß es kohlehaltig war. Es kam aus der jetzigen Wiese Halmes.

In der unteren Knippstraße sind in den Jahren um 1910 Grabungen vorgenommen worden, doch haben sich die dortigen Vorkommen als nicht abbauwürdig erwiesen.

Daß die Franzosenzeit in mancherlei Hinsicht, besonders in den Jahren vor dem Konkordat, auch mancherlei Drangsale für die Bevölkerung gebracht hat, ist allgemein bekannt. So ist die Pfarre Hergenrath verwaist, die kirchlichen Güter sind beschlagnahmt worden. Der Erlaß des Direktoriums datiert vom 3. brumaire des Jahres 6 der Republik (= 24. 10. 1797). In einem

Zwei Patrouillenführer bekommen je 12 Fr, zwei Feldhüter je 100 Fr.

Die Gemeindebüro-Ausgaben belaufen sich 1807 auf 120 Fr. Damit deckte man die Kosten für Papier, Kohle, Holz, Licht, Tinte, Wachs, Federn und anderes. Der "vicaire" (Pfarrer) erhielt 400 Fr. Als Miete für die Lehrerwohnung werden 100 Fr veranschlagt, zwei Förster bekommen je 106 Fr. Der Gemeindegeldnehmer sorgt für den regelmäßigen Eingang der Gelder und stellt das Budget auf. Er bekommt 5 Centimes pro Franken. Die öffentliche Unterstützungskommission (Bureau de bienfaisance) erhält aus der Gemeindekasse 50 Fr für Hilfe in Geld, 40 Fr für Hilfe in Naturalien, 13 Fr für Hilfe in Medikamenten.

(Die Rechnungsablage der Ö.U.K. von Dezember 1803 zählt vier Bedürftige auf, denen Brot gegeben wurde, fünf Personen bekamen von der Fürsorge Heizmaterial (Kohle u.a.), sechs Armen wurde eine Geldbeihilfe gewährt und zweien wurden Kartoffeln und Salz gegeben. Es handelt sich in allen Fällen um die gleichen Personen, drei Frauen und zwei Männer. Die Auslagen der Ö.U.K. werden in "Marcs" angegeben, dann in Franken umgerechnet. Die unterstützten Personen sind alle des Lesens und Schreibens unkundig.)

Ein Brief des Bürgermeisters Chabert an den Bischof von Lüttich, datiert vom 7. 3. 1812, weist auf den schlechten Zustand der Friedhofsmauer hin, Man müsse sie reparieren, schreibt der Bürgermeister, und er bittet den Bischof, beim Präfekten die nötigen Gelder dafür flüssig zu machen. Das Hornvieh, das Glocken am Halse trage, komme auf den Friedhof grasen, scharre dort in der Asche der Toten und störe die Gläubigen in der Kirche sowie den Messe lesenden Priester am Altar. Im Interesse des geistigen Wohles der Einwohner müsse diesem Zustand ein Ende bereitet werden.

Der Präfekt wendet ein, daß im Budget von 1812 keine Mittel für die Reparatur der Friedhofsmauer vorgesehen seien, daß er schon für dringend nötige Reparaturen an der Kirche die Summe von 508,22 Fr bewilligt habe und daß den Mißständen auf dem Friedhof durch Polizeimaßnahmen entgegengewirkt wer-

den könne. Der Bürgermeister solle für 1813 einen neuen Antrag stellen. Im übrigen, so wendet der Präfekt ein, habe der Bürgermeister seinem Antrag keine Lageskizze des Friedhofes beigelegt. Er vermute, daß der Friedhof nach den geltenden Bestimmungen verlegt werden müsse. Das Budget von 1812 schließt mit einem Überschuß von 1208,19 Fr. Diesen Überschuß hätte der Bürgermeister gerne für die Reparatur der Mauer verwendet. Der Präfekt läßt es jedoch nicht zu.

Hinsichtlich der Verwaltung der Gemeinden während der französischen Zeit, so schreibt von Lassaulx in der Chronik, habe der schlimmste Despotismus, nämlich jener der Lokalbehörden, geherrscht. "Glücklicherweise, so schreibt er wörtlich, waren hier die Lokalbehörden jener Zeit rechtliche Leute, unfähig ihre Stellung zu mißbrauchen ... Louis Chabert hat sich in mancher Hinsicht sehr um die Gemeinde verdient gemacht."

Bis April 1814 führt Bürgermeister Chabert als Standesbeamter die Geburts-, Heirats- und Sterberegister. Dann zieht er sich zurück und stirbt einige Monate später, 55-jährig, am 26. 6. 1814. Die Niederlage Frankreichs und den Einmarsch der Alliierten in Paris (31. 3. 1814) hat er noch erlebt. Aber Waterloo ist ihm erspart geblieben. Zwei Kinder überlebten ihn : eine Tochter, Marie-Elisabeth-Sophie, und ein Sohn, Jean-Louis Guillaume. Der Sohn starb 1840 im Alter von 30 Jahren. Die Sterbesurkunde aus der preußischen Zeit führt ihn als Wilhelm Ludwig Joseph ! Der Name der Mutter wurde in Steinarts verdeutsch. Der Name Chabert ist also in Hergenrath wie so viele andere (Foberjan, Moresnet, Miséré, Monschamp) ausgestorben. Nur in alten verstaubten und vergilbten Dokumenten lebt er weiter.

Quellen : Archives de l'Etat, Lüttich, Fonds Français.
Standesamtsurkunden Gemeinde Hergenrath.
Gemeindechronik Hergenrath.

Bienenzucht im Wandel der Zeit

von Leo Homburg

Man wird lange suchen müssen, wenn man heute im Gebiet von Hauset, Hergenrath, Walhorn oder Lontzen einen Bienenstand mit Bienenvölkern finden will. Früher war das anders. Nicht nur auf Bauernhöfen, sondern auch beim Pfarrer, beim Lehrer und bei Arbeitern standen Bienen. Es handelte sich zwar meistens nicht um Züchter, sondern nur um einfache Bienenhalter, doch waren 30 Pfund Honig und mehr von einem Volke keine Seltenheit. (1)

Damals gab es allerdings noch viel Bienenweide, die heute fast verschwunden ist. Es gab noch Ödland ; Weidenkätzchen und hohe Haselnußhecken brachten reichlich Blütenstaub. Auf jedem Hof standen Obstbäume und viele Straßen lagen im Schatten schöner Linden. Die Wiesen leuchteten in der Pracht ihrer Blumen ; sie wurden spät gemäht und im Herbst füllte noch einmal der Weißklee die Honigwaben.

All dies ist heute so gut wie verschwunden. Obst- und Lindenzweige sind massenweise unter die Axt gekommen, neue sind nicht mehr angepflanzt worden. Die hohen Hecken wurden ausgerissen oder niedrig zurückgeschnitten, die intensive Bewirtschaftung des Weidelandes duldet keine Blumen mehr auf den Wiesen, die heute viel früher als vor einigen Jahrzehnten gemäht werden.

Auf meinem Bienenstand, wo früher 20 Völker reiche Honigernte brachten, stehen heute noch vier. Und diese vier kämen nicht über den Winter, wenn ich ihnen nicht zu dem gesammelten Honig noch Futter zugäbe. Sie würden glattweg verhungern.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten sogar kleine Dörfer ihren eigenen Bienenzuchtverein, so z. B. Lontzen. Das Kassensbuch des Lontzener Vereins, welches in meinem Besitz ist, weist für 1904 18 Mitglieder auf. Dieses am 3. April 1904 angelegte Buch ist vielleicht nicht das älteste, denn es führt einen Betrag von 14 Mark und 15 Pfennigen als Überschuß vom Vorjahre an. Jedes Mitglied zahlte einen Jahresbeitrag von 2 Mark. Es gab Vereinsfeste ; 1905 wurden dafür 17,50 Mk ausgegeben. Reiseunkosten wurden den Mitgliedern zurückerstattet. Man war abon-

1) Im Jahre 1900 standen in Hergenrath noch 46 Bienenvölker.

niert auf Fachzeitschriften und dem Imkerbund angeschlossen. Diese Posten sind i. J. 1908 mit 16,25 Mk für den Verein bzw. 48 Pf pro Mitglied ausgewiesen. 1913 kauft der Verein für 28 Mk Gerät zur Freiverlosung.

Nach dem ersten Weltkrieg ging es langsam bergab. Im letzten Jahr der Eintragungen, 1935, hatte der Verein noch 11 Mitglieder, welche einen Jahresbeitrag von 5 Franken zahlten. Auf der Einnahmenseite stehen 55 Franken, auf der Ausgabenseite sind es 63,60 Fr. Nach der Auflösung des Lontzener Vereins (1935) schlossen sich die meisten Mitglieder dem Eupener Bienenzuchtverein an.

Wenn Ende Juli hier die Honigtracht zu Ende und der Blüthenhonig geschleudert war, kam für die Imker das große Unternehmen : die Fahrt zur Heide. Schon vor 1900 zogen die großen Lontzener Bienenzüchter Kaspar Joseph Ahn und mein Onkel Johann Reul, der am 16. Juli 1939 für 50-jährige Bienenzucht den Landwirtschaftsorden 1. Klasse erhielt, mit je 24 - 30 Völkern dorthin. Im Laufe der Jahre hatten sich ihnen noch einige Züchter angeschlossen. Ich war von meinem Onkel - mehr gegen meinen Willen - mit einigen Völkern beschenkt worden. Seitdem fiel mir die Ehre zu, auch des Onkels Bienenvölker mit Vaters Pferd und Heuwagen ins Venn zu fahren. Als Federung lagen auf dem Boden des Wagens mit Heu gefüllte Säcke.

Von einer solchen Fahrt möchte ich erzählen.

Es war in der Inflationszeit. Als ich in Lontzen ankam, hatte mein Onkel die Kasten (es waren keine Körbe) schon alle bis auf einen vor dem Haus stehen. In diesem einen sollten sich später noch heimkehrende Bienen festsetzen. Neben den Kasten stand die große Dezimalwaage, Basküll genannt, auf der jedes Volk gewogen wurde. Das Gewicht wurde notiert und so konnte man Ende August, wenn die Völker wieder zurückgeholt wurden, feststellen, ob sich die Fahrt gelohnt hatte. Vor dem Aufladen wurde jeder Kasten noch eingehend inspiziert, eventuelle Ritzen wurden mit einem Gemisch aus Lehm und Gips verschmiert. Auf der Rückseite war zur Belüftung eine mit einem engen Maschengitter versehene Öffnung.

Mit Proviant, Bienenhauben, Handschuhen und reichlich Tabak versehen machten wir uns gegen halb zehn Uhr abends, als es kühler geworden war, auf den Weg. In diesem Jahr waren es nur zwei Wagen, die zusammen fuhren : Kaspar Joseph Ahn, dessen Wagen von Joseph Janssen gefahren wurde, sowie mein Onkel und ich. Vor allem wollten wir eine Katastrophe wie die des Vorjahres verhindern. Damals waren wir zu sechs gefahren. Der hohe gefederte Leiterwagen von Peter Linsen hatte bei der Abfahrt vom Mützenicher Weg zu kurz gedreht und war dabei umgeschlagen. Ein Teil der Kasten war zerbrochen oder aufgegangen.

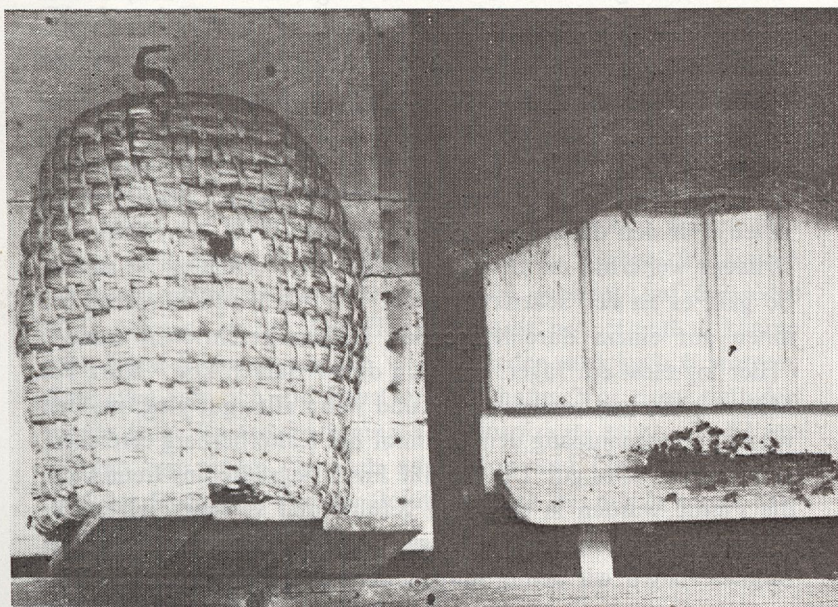
Als wir an der Schmiede in Lontzen vorbeifuhren, gesellte sich Fritz Ramakers zu uns. Er war Witwer und erklärte, die Fahrt mit uns machen zu wollen. Sein Ziel war die Wirtschaft Brandenburg in Kalterherberg. Dort war ein Mädchen, das er wiedersehen wollte. In seiner Brusttasche trug Ramakers einen Haufen Papiermark, die nur noch wenig Wert hatten. "Ich habe hunderttausend Mark mehr als ich in meinem ganzen Leben verdient habe, die werden heute versoffen !", so prahlte er.

Traditionsgemäß durfte auf der Hinfahrt keiner auf das Fuhrwerk steigen. Die Pferde mußten geschont werden, und es hieß also zu Fuß nebenher laufen. Auf dem Land, hinter Eupen, wurde vor der Wirtschaft Hermann angehalten. Dort standen immer Tische und Bänke vor dem Hause. Menschen und Pferde stärkten sich. Dann ging es weiter an Mayerskreuz vorbei zum belgischen Zollamt Ternell. Für Pferde, Wagen und Bienen hatten wir einen Geleitschein. Aber es war Nacht. Kein Zöllner war zu sehen. Für den deutschen Zoll war es eine Ehre, den verlorenen Brüdern weiterhin die deutsche Heide zur Verfügung zu stellen. So ging es an der Schenkwirtschaft von Alt Hattlich vorbei, wo innen auf einem durchhängenden Balken geschrieben stand : "Hier log einst ein Jäger, daß sich dieser Balken bog." Kurz vor Mützenich bogen wir rechts ab, und wenn alles gut ging, mußten wir bei Sonnenaufgang den Vennhof bei Kalterherberg erreichen. Nun, es ging alles gut. Die Familie Esser begrüßte uns freundlich, die Pferde wurden in den Stall geführt und versorgt, wir stärkten uns selbst, und es gab sogar warmen Bohnenkaffee, denn Bohnen hatten wir genug mitgenommen. Dann wurden die Bie-

nen abgeladen und hinter einer hohen Buchenhecke aufgestellt. Das Öffnen der Fluglöcher und das Beobachten des Einfliegens überließen wir drei, Janssen, Ramakers und ich, den beiden "Bienenkönigen". Wir wuschen uns, bürsteten unsere Kleider und zogen in Richtung Kalterherberg los. In der damals noch kleinen Bauernschenke im "Leyloch" kehrten wir ein.

Ein 12-jähriges Mädchen schenkte uns freundlich Reichensteiner Korn ein. Als es ans Bezahlen ging, zog Fritz Ramakers seine 100.000 Mark aus der Tasche, legte sie dem Mädchen hin und sagte, das sei alles, was er in seinem Leben verdient habe. Die Kleine durchblätterte die Scheine und sagte dann, das sei zu wenig. Wenn er nicht mehr habe, müsse sie ihre Eltern, die bei der Arbeit auf dem Felde seien, holen. Ramakers hatte seinen Spaß, das Mädchen stand unschlüssig da. Ich fragte sie, wieviel ich ihr denn in Franken zahlen müßte. "Einen Franken für jeden", war ihre Antwort, das sei genug.

In Kalterherberg war die nächste Haltestelle. Hier konnte Ramakers seinen 100.000-Mark-Witz jedoch nicht mehr anbringen, denn wir wurden mit dem Rufe empfangen : "Da kommen Belgier, die han Frange !" Wir bekamen, was Küche und Keller



boten. Zum Abschied klemmte sich noch jeder von uns eine Flasche Reichensteiner Korn nebst Schnapsgläschen unter den Arm. 7 Franken kostete die Flasche. Auf dem Weg zum Vennhof begegneten wir einer Frau, die zwei Kühe am Straßengraben hütete. Joseph Janssen versuchte, der Frau eine Kuh abzuhandeln, aber soviel er auch bot und soviel Schnaps er ihr auch einschenkte, den sie wie Wasser trank, die Frau ging auf den Handel nicht ein.

Etwas weiter saß vor einem Hause auf einer Bank unter einer Buche - sie steht heute noch dort - eine junge Frau, die Kartoffeln schälte. Wir unterhielten uns mit ihr und baten sie, uns ein Glas zum Trinken zu leihen. Sie bat uns einzutreten. Drinnen saß ihr alter Vater, der gleich anfang, über die schlechten Zeiten zu jammern. Unser Angebot, eins mit uns zu trinken, nahm der Alte sofort begeistert an und als wir das Haus verließen, hatte nicht nur die junge Frau blanke Augen, auch der Alte war randvoll und unser Zustand war sehr ähnlich. Wir stapften durch die Heide, in der wir uns am liebsten hingelegt hätten. Aber wir mußten nach Hause. Den beiden Bienenzüchtern, die wir am Morgen allein im Vennhof zurückgelassen hatten, gefiel unser Anblick garnicht. Sie trieben uns zur Eile an. In unseren Flaschen war nur noch ein kleiner Rest; noch vor dem Passieren des belgischen Zolls waren sie leer. Auf den Heusäcken, die den Wagen als Federung gedient hatten, hockten statt der Bienen nun wir. Das Laufen wäre uns auch schwer gefallen ...

Wie so vieles andere gehören die Heidefahrten mit den Bienen der Vergangenheit an und leben nur noch als schöne Erinnerung weiter.

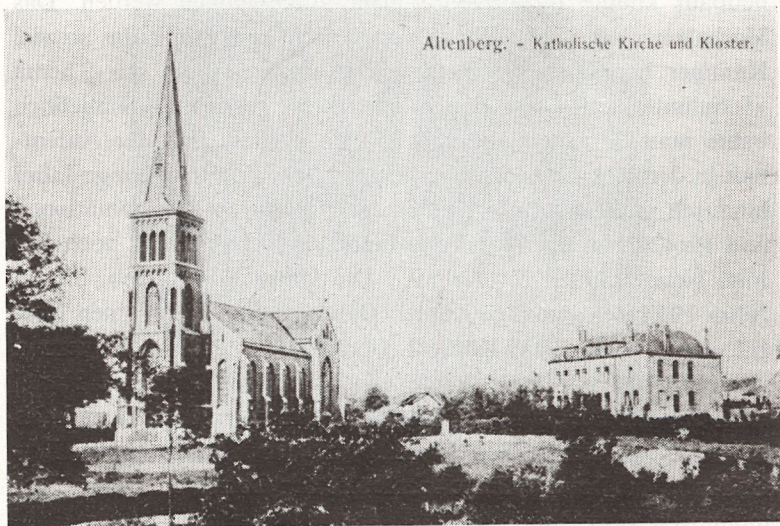
Den Wert des Ordens meines Onkels konnten wir kurz nach dem zweiten Weltkrieg testen. Da wir unsere alte Bienenheide nicht mehr besuchen konnten, hatten wir eine neue suchen müssen. Und wir hatten eine gefunden. Sie lag hinter Raeren, in einer Wiese neben einem Schrankenwärterhaus; dort, etwa 20 m von der Straße entfernt, hatten wir unsere Bienen aufgestellt, unter dem Namen Reul. Wenige Tage später erhielt mein Onkel von der Gendarmerie in Petergensfeld die Aufforderung, unver-

züglich die Bienen zurückzunehmen, da sie zu nahe am Wege stünden. Was tun? Ich schlug meinem alten ratlosen Onkel vor, sich die Rosette des Landwirtschaftlichen Verdienstordens ins Knopfloch zu stecken, die Urkunde mitzunehmen und mit mir auf dem Motorrad nach Petergensfeld zu fahren. Kurz vor Petergensfeld wurden wir von Gendarmen angehalten. Woher? Wohin? Warum? Wir erklärten den Zweck unseres Kommens, daß wir gerne den Gendarmeriechef sprechen möchten. Das habe keinen Zweck, schnauzten sie, die Bienen müßten weg. Trotzdem fuhren wir zum Chef. Wenn er die Bienen jetzt zurücknehmen müsse, so sagte ihm mein gut vorbereiteter Onkel, sei die Arbeit eines ganzen Jahres vernichtet. Welchen Wert die Bienenzucht habe, beweise diese Urkunde. Der Gendarmeriechef nahm die Urkunde, verglich sie kritisch mit dem Paß und sagte dann: "Die Bienen bleiben stehen. Wer vor Stichen Angst hat, braucht da nicht vorbeizugehen." So hatte der Orden denn doch etwas genützt.

Erinnerungen aus meiner Schulzeit

Von Franz Uebags

Ab und zu tauchen ungewollt bei uns Menschen Jugenderinnerungen auf. Wir starren dann nachdenklich vor uns hin und sehen den Film der Vergangenheit vor unseren Augen ablaufen. Unwillkürlich, und das ist interessant, versetzt man sich in die Zeit, wo man nur den Wunsch hatte, erwachsen zu sein, in die Kindheit. Die jetzige Jugend kann sich, wenn wir über unsere Kindheit erzählen, keine Vorstellung davon machen, unter welchen Verhältnissen wir groß geworden sind. Wie sollte sie es auch? Sie sieht nur Wohlstand, hat keine Enthalttsamkeit gekannt und wuchs wunscherfüllt aus den Kinderschuhen. Es fällt ihr schwer, sich vorzustellen, welche Mißstände jeglicher Art früher im hiesigen Schulwesen bestanden haben. Natürlich wußten wir nicht besser, lebten ärmlich und zufrieden und verlangten nur das, was die Eltern oder Vorgesetzten uns zu bieten in der Lage waren. Die Gemeinde, die nach dem Waffenstillstand im November 1918 in finanzieller Hinsicht schlecht gestellt war, hatte außer dem Schulproblem noch andere drückende Lasten. Ich weiß noch sehr gut, daß wir Schulkinder oft genug an einem Tag nicht wußten, wo wir am nächsten in die Schule mußten.



Altenberg. - Katholische Kirche und Kloster.

Der Kirchplatz um 1900

Das mag vielleicht etwas übertrieben klingen, ist es aber keinesfalls. Es bestand keine Knabenschule, in der wir eine stete Bleibe gehabt hätten. Sälchen und Zimmer, gleich wo sie lagen, dienten als Schule, was selten von langer Dauer war. Entweder gefiel dem Eigentümer das rege Treiben der lebhaften Jungens nicht, oder er benötigte den Raum selber, und wieder stand ein Umzug bevor. Das Lehrpersonal wechselte ständig. Es ist anzunehmen, daß die Zweisprachigkeit hierfür die Ursache war. Lehrer, die aus der Provinz Luxemburg nach Kelmis kamen und der deutschen sowie der französischen Sprache mächtig waren, lösten endlich auch diese Angelegenheit. Sie paßten sich gleich den Kindern und auch der Bevölkerung an. Sie schufen Ordnung unter den Buben, zeigten großes Verständnis in jeder Sache und hatten nur das Bestreben, gute, fähige Schüler zu bilden. Weil nun das neutrale Gebiet, das heißt Kelmis, laut Versailler Vertrag, der am 10. Januar 1920 in Kraft trat, zum Königreich Belgien gehörte, wurde auch die Schulpflicht, die es zuvor auf neutralem Boden nicht gab, hier eingeführt. Die neuen Lehrer unterrichteten nach belgischem Lehrprogramm, und seitdem war die Gemeindeverwaltung eine große Sorge los. Auch Eltern und Kinder kannten auf dem Gebiete keine Schwierigkeiten mehr, das Schulleben hatte sich normalisiert. Trotzdem kamen die Vertreter der Gemeinde nicht zur Ruhe. Das Projekt eines Schulneubaus konnte nicht mehr länger aufgeschoben werden. Das Vorhaben mußte schnellstens verwirklicht und damit das so viel Kummer bereitende Problem gelöst werden. Doch das Thema «Schulunterkunft» ist lange umstritten geblieben. Schließlich baute man Baracken, die eher Ställen glichen, und der Aufenthalt in denselben erwies sich als menschenunwürdig. Lange Jahre hindurch mußten unsere Kinder darin ausharren. Reklamationen und Proteste an die Regierung fanden weder Anklang noch Erfolg. Neue Schulen für Kelmis? Die Ungewißheit blieb, bis im Jahre 1934 der damalige Kaplan Darcis diesbezüglich einen Notruf an Seine Majestät König Leopold III. und seine Regierung richtete. Seine Initiative wurde von Erfolg gekrönt. Eine Nachricht des Ministeriums bestätigte den Bau einer Schule, und das kritische Problem war in Kelmis aus der Welt geschafft. Das Gebäude, die heutige Mittelschule, ist der Lohn von Darcis' Bemühungen gewesen.

Ich habe mich bemüht, alle Geschehnisse bis dahin betreffs «Schule» so niederzuschreiben, wie ich sie miterlebte, als aus Neutral-Moresnet Kelmis wurde, und wie sie in meiner Erinnerung haften geblieben sind.

Mein erster Schultag

Die Spuren des ersten Weltkrieges waren noch nicht verwischt, da rückte die Zeit heran, wo ich in die Schule mußte. Im Monat Februar des Jahres 1919 feierte ich meinen sechsten Geburtstag und hatte das Alter erreicht, mit dem gewissermaßen, wie man so sagt, der Ernst des Lebens anfängt. In jedem entwickelten Land war und ist ein Kind von 6 Jahren schulpflichtig. Da diese Pflicht, wie schon erwähnt, in Neutral-Moresnet nicht bestand, stand es den Eltern frei, ihre Kinder in die Schule zu schicken oder nicht. So kam es, daß viele Kinder, deren Eltern nicht gewissenhaft waren, nicht hingingen. Natürlich hatte der lange Krieg samt seinen bitteren Folgen mit dazu beigetragen, daß die Leute in der Verzweiflung phlegmatisch lebten. Viele



In der Kirchstraße

legten keinen Wert mehr auf die Erziehung ihrer Kinder, ließen sie zuhause und warteten die Dinge ab. Wären nun tatsächlich alle Schulpflichtigen in die Schule gegangen, hätte sich das Problem der Unterkunft gestellt, da unser Dorf keine Knabenschule besaß. Wie dem auch war, ich entsinne mich, daß ich 1919, nach den Osterferien, ein ABC-Schütze wurde. Es war eine armselige Zeit. An jenem Tage, ich weiß es noch, als wäre es heute, trug ich eine blaugestreifte Schürze mit langen Ärmeln. Die strumpflosen dünnen Beine vermochten kaum die dicken Holzschuhe, auf deren Spitzen ein buntes Vögelchen gemalt war, nachzuschleppen. Mein Kopf war nach der damaligen Mode glatt geschoren. Schiefertafel und Federbüchse, mit einem Lederriemen zusammengebunden, hatte ich unter meinen Arm gepreßt. Weinend schlenderte ich neben meiner Mutter die Vontstraße (Albertstraße) hinauf zur sogenannten Bildungsstätte. Unterwegs traf ich noch andere Leidensgenossen, die, genau wie ich, schweren Herzens das neue Leben beginnen mußten. Meine Mutter versuchte mich aufzumuntern, nannte mich einen großen Jungen, der auch deshalb in die große Schule käme.

Wer erteilte den Unterricht und wo ?

Eine Mädchenschule bestand auf neutralem Gebiet schon seit 1857. Das Kloster, heute das Kelmiser Gemeindehaus, ist von der Gesellschaft "Vieille Montagne" erbaut worden, diente als Mädchenschule und hatte den Namen "Ecole Saint-Louis". Die Schwestern von "Notre-Dame" aus Namür, bekannt als die "Schwarzen Schwestern", hatten darin eine Unterkunft und übernahmen den Unterricht in den Mädchenklassen. Der weiblichen Jugend war also bestens geholfen.

1901 siedelten die weißen Schwestern, die Dominikanerinnen, nach hier über. Ihr erster Aufenthalt ist im Haus Dechêne, später Bäckerei Braun, jetzt Eigentum der Familie Rickal, in der Kirchstraße, gewesen. (s. Bild S. 47).

Ihr Vorhaben, ein Noviziat zu errichten, genehmigte Pastor Kept, und das Kloster hinter der Kirche, in dem momentan fünf Familien wohnen, wurde 1904 in Bau genommen und im März 1909

seiner Bestimmung übergeben. Wie es sich Pastor Kept vorbehalten, eröffneten die Schwestern in ihrem neuen Heim am 14. Juli desselben Jahres eine Privatschule für Knaben. Als Schulgeld verlangten sie monatlich 2 Mark oder Franken. Da die Schülerzahl immer mehr stieg, mußte die Gemeindeverwaltung sich darum bemühen, die Kinder anderswo unterzubringen.

Klassenräume in der Patronage

Schon längere Zeit hatten die Gemeindeväter in Verhandlungen angestrebt, in der sich im Bau befindlichen Patronage drei Klassenräume zu mieten. Das wurde ihnen gewährt und seit dem 19. September des Jahres 1911 unterrichteten die Ordensschwestern im neuen Jugendheim.

Auch ich ging mit meiner Mutter am ersten Schultag zur Patronage, wo mich Schwester Theodora, die Leiterin des ersten Schuljahres, in Empfang nahm. Die kleine Gestalt hatte einen energischen Blick, ein autoritäres Verhalten und eine durchdringende Stimme. Sie verstand es schon, sich bei den nahezu 50 Neulingen den nötigen Respekt zu verschaffen. Unser Raum lag im ersten Stockwerk, gegenüber der Treppe, rechts neben uns lehrte Schwester Thoma und über uns die eigentliche Hauptlehrerin, Schwester Leo. Die nannten wir, ihrer Größe wegen, immer nur "de Lang" (die Lange).



Das Pfarr- und Jugendheim St. Louis
(links im Bilde, letztes Haus)

Nach dem Morgengebet, das uns jedesmal ohne Ende schien, begann die tägliche Musterung. Die Ärmel mußten hochgekrempelt und der Hals frei gemacht werden. Wehe dem, der unsauber war oder sich ein Kränzchen gewaschen hatte! Solche Schmierfinken, sie fand deren alle Tage, bekamen im Flur an der Wasserleitung den Schmutz abgeschrubbt. Danach folgte die Inspektion der Utensilien. Schiefertafel, Griffel, Bleistift, Schwämmchen und ein trockenes Läppchen mußten auf dem Pult ausgelegt werden. Ein beschmierter Tafelrahmen, ungespitzter Griffel oder Bleistift, ein trockenes Schwämmchen oder unsauberes Läppchen verhalfen zu einer Portion "Langem Hafer" (Prügel).

In unserer Klasse saßen Jungens, die uns um einige Jahre hätten voraus sein sollen. Weil die nun größer und stärker waren und sich nicht so mir nichts dir nichts schlagen ließen, zog die kleine Schwester oft den kürzeren. Dann kam die "Lange" als Verstärkung, den Rebellen zu bändigen. Sie redete nicht viel, faßte den Übeltäter beim Schopf, schleppte ihn ins Prügelzimmerchen neben der Klasse von Schwester Thoma. Blitzschnell legte sie ihn auf den kleinen Tisch, nahm den langen Rietstock und klopfte tüchtig seinen Hosenboden aus. Ich hatte noch niemals Gelegenheit dieses Zimmerchen zu sehen. Jedes Mal habe ich dann so für mich gedacht: "Aha, da ist das Folterkammerchen". Alle drei Schwestern hatten noch solch eine Rute in ihrem Pult verschlossen. Jeder Fehltritt wurde damit vergolten. Es gab damit 10, 20 oder sogar noch mehr Schläge in die offenen Hände. Bei kalter Jahreszeit tat das doppelt weh. Strafe muß ja sein, aber es wurde, meine ich, etwas schnell zum Stock gegriffen. "Wir wollen aus Euch Menschen machen und keine Vagabunden", bekamen wir immer wieder zu hören. Ehrlich gestanden, daran gewöhnte man sich auch, und ob's geschadet hat ... ?

Was das Lernen betrifft, kann und darf den Dominikanerinnen kein Vorwurf gemacht werden. Ich weiß, daß wir das Programm schnell durchnahmen. Die Schwestern spornten uns an, die Schule als fähige Menschen zu verlassen. Zum Nachsitzen gingen wir nach Schulschluß mit ins Kloster, wo die Tür

hinter uns gut verriegelt blieb. Wie lange wir da ausharrten, hing von der Laune der Vorgesetzten ab. Diese Art von Strafe machte manchmal Spaß, aber zuhause war man anderer Meinung. Das Schulgeld betrug 3,75 Franken oder Mark monatlich.

Eines Tages, ich weiß nicht aus welchem Grunde, teilte man uns der Schwester Leo zu. Vor ihr habe ich immer Angst gehabt. Ihr gegenüber kam ich mir vor wie ein Liliputaner, das mag die Ursache gewesen sein. Ich kann sagen, da herrschte Disziplin und Ordnung. Wer nicht gehorchte, dem wurde mit dem "Möpschen", dem Rietstock, das Fell gegerbt. Auf Gesang legte sie großen Wert. Das Lied "Es klappert die Mühle am rauschenden Bach" lernten wir als erstes. Bei dem Refrain "Klipp, klapp", klatschte die biegsame Rute auf das Pult, daß alle Kinder erschranken. Das muß ihr anscheinend Freude gemacht haben, denn dabei zog jedes Mal ein unterdrücktes Lächeln über das ernste Gesicht. Sprach man mit Vater oder Mutter über die Strenge der Nonnen, so lautete die Antwort, daß sie ihr gutes Recht dabei hätten. Nach Hause marschierten wir in Reih und Glied. Diejenigen, die oberhalb der Patronage wohnten, konnten beim Verlassen des Gebäudes ausscheiden. Die anderen gingen in Richtung Dorfmitte und durften die Schar erst dort verlassen, von wo sie am schnellsten nach Hause kamen. Bei einem Kreuz, das am Wege stand, beugten sich automatisch unsere Köpfe, dem lieben Heiland zum Gruß. Sonntags war es Pflicht, zwei heilige Messen zu hören, die von 8 Uhr und das Hochamt. Als Beweis dafür, daß man dem Hochamt beigewohnt hatte, mußten wir das Evangelium, das nur in dieser Messe vom Priester laut gelesen wurde, aufschreiben. Sogar das Verlassen der Kirche geschah mit dem nötigen Drill. Bei jedem Händeklatschen der anwesenden Schwester konnte eine Reihe nach der andern das Gotteshaus verlassen. Die Schulzeit bei Schwester Leo hat nicht allzulange gedauert. Ihre Anwesenheit in der Klasse wurde immer unregelmäßiger, und Schwester Thoma, die uns dann betreute, gab uns zu verstehen, daß sie nicht lange mehr bei uns sein würden.

Unterrichtsverbot für die Schwestern

Allgemein liefen die Gerüchte, daß der Verbleib der Dominikanerinnen in unseren Schulen in der Schwebe hänge. Mutmaßungen, die sich meistens widersprachen, wurden zum täglichen Gesprächsstoff. Einer wollte mehr wissen als der andere, bis sich schließlich im April 1921 das Los der Schwestern entschied.

Da wir vom 10. Januar an den belgischen Gesetzen unterworfen waren, mußten laut Beschluß des Unterrichtsministeriums die Ordensschwestern durch belgisches Lehrpersonal ersetzt werden. Eines Tages warteten wir vergeblich im Hof der Patronage auf die Schwestern, sie kamen nicht mehr. An ihrer Stelle kamen einige Herren, die uns durch Händeklatschen aufforderten, uns zu versammeln. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß es unser erster belgischer Bürgermeister, Herr Grignard, mit seinen Schöffen war. Uns wurde mitgeteilt, daß an dem Tage alle nach Hause gehen konnten, aber tags darauf wieder zur Stelle sein sollten. "Morgen," so sagte der Herr, "kommen anstatt der Schwestern neue Lehrpersonen." Seither habe ich die weißen Schwestern nicht mehr gesehen. Sie sind im Jahre 1924 aus Kelmis verzoogen, nachdem sie der Gemeinde ihr Kloster für 195.000 Fr. verkauft hatten. Während der 23 Jahre, die die Ordensfrauen hier in unserer Ortschaft verlebten, kann denselben für ihre Aufopferung, ob in der Schule oder in der Krankenpflege, nur Gutes und Dank gesagt werden.

Belgische Lehrer und Lehrerinnen in Kelmis

Am darauffolgenden Tag versammelten wir uns wieder zur gewohnten Zeit auf dem Hof des Jugendheimes. Die neuen Lehrer, die uns erwarteten, fielen allen Schülern direkt auf. Langes Warten und Zögern gab es nicht, alles ging ziemlich schnell vonstatten. Jeder Lehrer rief die Klasse zu sich, die ihm zugeteilt worden war. Das zweite Schuljahr, zu dem ich gehörte, wurde von einem korpulenten Fräulein aufgerufen. Sie hatte pechschwarze Haare und dunkle Augen. Ihr Ton hat so richtig militärisch geklungen. Wir hatten gleich das Gefühl, vom Regen in die Traufe zu kommen. Sobald sie alle Schäflein um sich hatte, ging es in geschlossener Reihe zur Pavei (Lütticher Straße). Vor



Die "Pavei"

Das Schullokal befand sich im Hofe hinter dem niedrigen weißen Haus

der Wirtschaft Schoenauen (jetzt Fischenich-Hanotte) befahl sie haltzumachen.

Der Eigentümer kam und geleitete uns in ein Sälchen, das im Hof an die Gaststätte angebaut und nur durch eine Glastür getrennt war. Die Außenseite des Lokals bestand quasi nur aus Glas. Mitten in der Klasse brannte ein hoher Ofen, der dann und wann dicke Rauchwolken auspuffte. Fräulein P., so hieß die neue Betreuerin, verteilte uns der Größe nach in die Bänke und begann mit dem Unterricht. Sie sprach deutsch mit apertem Akzent, hatte eine leichte Hand und eine hallende Stimme. Verließ nicht alles nach Strich und Faden, ging sie gleich in die Luft, ballte die Fäuste, schrie und brach in Wut aus. Eines Tages lachte unser Mitschüler A.H. über ihre Hysterie, was ihm teuer zu stehen kam. Er wurde an den Haaren aus der Bank gezogen und hochgestemmt. Als er in der Luft schwebte, ertönte der Schrei: "In meinen Adern fließt Franzosenblut!" Unser Freund wehrte sich, wie er nur konnte, bekam aber eine Abreibung nach Noten, bis es ihm gelang zu türmen. Nach der Mittagspause kam, wie nicht anders zu erwarten, die Revanche. Mutter H. trampelte nervös vor dem Tor, das in den Hof führte. Unsere Neugier

wuchs ständig. Wir wollten sehen, wie Frau H. die Vergeltung vollziehen werde. Sobald Frl. P. in Erscheinung trat, ging die Mutter unseres Kollegen auf sie zu und stellte ihr die Frage : "Haben Sie mein Kind so mißhandelt ?" Blitzschnell griff die aufgeregte Mutter, die an Größe das Frl. P. noch übertraf, ihrem Opfer geschickt in die Wolle, schlug mit einer Hand auf sie ein, zog sie zu Boden und rief : "In meinen Adern fließt deutsches Blut !" Für uns Kinder ist das eine Sensation gewesen, die ich nie vergessen habe. Kurz nach diesem Vorfall haben wir das Fräulein nicht mehr gesehen. Dann kam zu uns Frl. K. Mit ihr gab es erneut einen Schulwechsel. Man brachte uns in einem kleinen Raum über dem Kelmiser Gemeindehaus in der Gemeinde Neu-Moresnet (Garage Lavalley) unter. Weil es hier an Platz mangelte, siedelten wir über zur alten Schule, wo damals die Bergwerkskapelle ihre Musikproben abhielt (das Haus Heintje bei der Judas-Thaddäus-Kapelle). Unsere Lehrerin erkrankte, und weil da auch keine stete Bleibe in Aussicht stand, nahm uns der alte Herr Lehrer Horgnies in seine Klasse im Kloster der schwarzen Schwestern in der Kirchstraße (Wohnung des Schuldirektors C. Cravatte). Bei Wiederaufnahme ihres Dienstes mußte Frl. K. mit uns in die Wirtschaft Willi Meessen, Kirchstraße (Haus Fraiture). Anfang August des Jahres 1921 gingen wir laut belgischem Gesetz in die Herbstferien.

Die großen Ferien dauerten bis zur Nachkirmes, vor oder nach dem 20. September. Genau wie zuvor versammelten sich bei Schulanfang sämtliche Knaben laut Anordnung auf dem Gelände des Pfarrheims. Bei dem Lehrpersonal, das begeistert untereinander diskutierte, fiel uns wieder ein fremdes Gesicht auf. Nach Kindesart musterten wir den Neuen von allen Seiten und stellten uns die Frage, welches Schuljahr er wohl bekommen werde. Hauptlehrer (wir sagten : Oberlehrer) D. rief vor Unterrichtsbeginn meine Klasse zusammen und betraute den jungen Luxemburger, Herrn L., mit unserer Erziehung. Herr L., eine kleine Gestalt, sprach ein perfektes Deutsch. Nach einer kleinen Begrüßung, führte er uns hinunter zum Saal Grosch (Haus der Arbeit) in die neue Schule. In dem großen Tanzsaal hatten wir, obwohl wir 40 Schüler waren, genügend Bewegungsfreiheit. Zeitweise störten berauschte Gäste, die in der nebenanliegenden



Die Pavillons

Wirtschaft sangen und lärmten, den Unterricht. Doch das alles war noch halb so schlimm. Hatte am Sonntagabend hier ein Ball stattgefunden, fanden wir am nächsten Morgen ein wildes Durcheinander vor. Tabak und Alkoholdunst verursachten eine widrige Atmosphäre. Tische, auf denen aufgehäufte Aschenbecher und Gläser mit Getränkeresten standen, füllten samt kreuz und quer liegenden Stühlen unsere Schule. Was blieb uns anderes übrig als das Ganze wegzuräumen? Pulte und Bänke, besser gesagt: das benötigte Schulmobiliar, hatten die Veranstalter in der untersten Ecke des Saales aufeinandergestellt. Bevor der Unterricht begonnen werden konnte, richteten wir mit dem Lehrer die Schule wieder ein. Mittlerweile war es 10 Uhr, Zeit für die Pause. Diese verbrachten wir auf dem Hof der Patronage und gingen geschlossen dorthin. Danach begann dann erst das Lernen. Jeden Sonntag fanden in unserer Schule Veranstaltungen statt, und jeden Montag schleppten und rutschten wir mit den Möbeln. Lehrer L. zeigte sich lieb und eifrig. In Kürze hatten ihn seine Schüler liebgewonnen. Erfreut berichtete er uns eines Tages, der Gemeinderat habe den Beschluß gefaßt, für Kelmis neue Schulen zu schaffen. Rasch wurde das Projekt in Angriff genommen. In

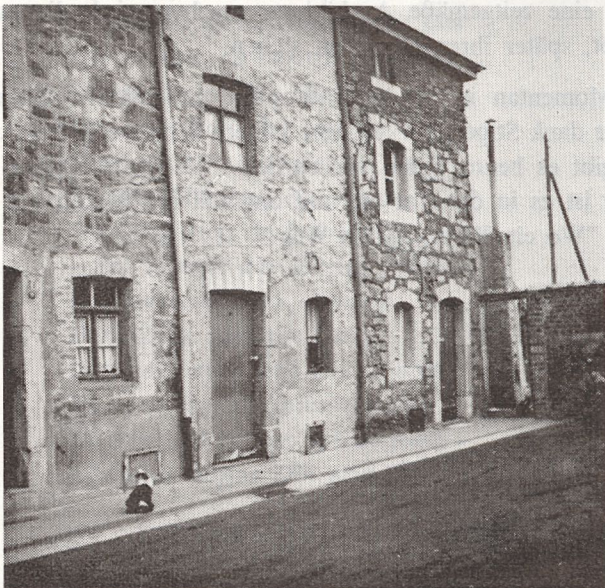
der Parkstraße, auf dem Gelände, wo heute die Staatliche Mittelschule steht, hatte ein Unternehmer kurzfristig drei lange Eternithallen errichtet, die als Pavillon 1, 2 und 3 bezeichnet waren. In dem zum Dörnchen hin gelegenen Pavillon N° 1 befanden sich 4 Mädchenklassen und in den restlichen zwei 8 Knabenklassen. Im Jahre 1922 übergab man sie feierlich ihrer Bestimmung. An einem Sonntag mußten sich alle Schulkinder zwecks Teilnahme an den Einweihungsfeiern des neuen Schulkomplexes an der Patronage versammeln. Jeder erhielt ein schwarz-gelb-rotes Fähnchen. Wir trugen alle wie gewünscht ein weißes Hemdchen und marschierten so zum Festplatz. Die Geistlichkeit, Pastor Scherrer, die beiden Kapläne Simons und Wenders, die Schwestern von "Notre-Dame" sowie Bürgermeister Grignard mit seinen Ratsmitgliedern empfingen die große Schar auf dem Schulhof. Nach einigen Reden nahmen die Priester die Segnung der Räume vor. Kaum war diese Zeremonie vollzogen, defilierten wir mit erhobenen Fähnchen vor der Behörde. Zum Schluß ertönte, von uns Kindern gesungen, die "Brabançonne". Vor dem Nachhausegehen erhielt ein jeder eine "Schärmul" (Rosinenbrötchen).

An dem Tag, wo die feierliche Einweihung stattfand, herrschte warmes, sonniges Wetter. Die schwarzen Aschen aus dem Kesselhaus der "Vieille Montagne", womit der ganze Schulhof bedeckt war, waren dadurch ganz trocken geworden und deshalb leicht zersetzlich. Das hatte zur Folge, daß beim Marschieren der vielen Kinder der zarte Staub immer wieder hochpuffte. Wir haben alle wie die Kohlenschaufler ausgesehen. Zuhause empfing mich lachend meine Mutter, die die Hände zusammen-schlug und mir zurief : "Föj, föj, wie siehs du uht ?" (Bah, bah, wie siehst du aus ?)

In den Pavillons (s. Bild S. 55)

Nach dem Umzug in die neue Schule stellten sich alsbald andere, unerwartete Unannehmlichkeiten ein. In der heißen Jahreszeit, wenn am Nachmittag der Stern auf die Baracken brannte, machte die unerträgliche Schwüle den Aufenthalt darin unmöglich. Entweder gab es hitzefrei, oder der Lehrer ging mit uns in einen abgelegenen Weg, dort unter einem Baum den Unterricht

weiterzuführen. Bei regnerischem Wetter tropfte es hier oder da auf die Bänke, die dann dorthin geschoben wurden, wo man trocken saß. Im Winter vermochte der hohe gußeiserne Ofen die Kälte nicht zu meistern. Wir zählten die Minuten bis zur Pause, uns im Hof mal richtig warm laufen zu können. Wie dem auch war, dem Namen nach hatten wir Schulen. Hier blieben wir bis zum 7. Schuljahr. Von der Parkstraße verzogen wir zum Kloster der Dominikanerinnen bei der Kirche. In der ersten Etage, wo einst die Kapelle der Schwestern gewesen, hatte Herr P. die Leitung des 7. und 8. Jahres, sozusagen eine Gemeinschaftsklasse. Dieser Raum hatte genau die Form eines Sarges. Fragte uns jemand, wo wir in die Schule gingen, antworteten wir stets : "Im Sarg". Offen gestanden, ich habe mich in all den Jahren "im Sarg" am wohlsten gefühlt. Es fehlte nicht an Platz, und wir saßen trocken und warm. In dem Gebäude befanden sich ebenfalls die Bewahrschulen der Frau D. und des Frl. H. Hauptlehrer D. hatte in dem Kloster eine Dienstwohnung. 1927, nach Vollendung des 8. Schuljahres, war für mich die Zeit des Lernens vorbei. Ich kann nur sagen, daß ich während dieser Zeit viele Lehrer kennengelernt und in einigen Schulräumen ge-



Das alte Haus rechts (in der jetzigen Klosterstraße) beherbergte 1919 die Bewahrschule der Dominikanerinnen.

essen habe. Natürlich bin ich, genau wie die vielen anderen, trotz der jämmerlichen Verhältnisse groß geworden.

Mit Jugendlichen Vergleiche zwischen den Schulen von früher und von heute zu ziehen, ist immer sinnlos. Sie, die in ein fortschrittliches, modernes Zeitalter hineingeboren wurden, können sich, und das ist verständlich, keinen Begriff davon machen, wie primitiv das Dasein in unseren jungen Jahren gestaltet war. Und doch heben viele der älteren Generation immer wieder die "gute alte Zeit" hervor. Ihren Äußerungen zufolge könnte man fast glauben, daß sie mit dem Neuzeitlichen nicht so ganz einverstanden sind. Weil sie mit dem Leben nicht Schritt halten, möchten sie sogar die Jugend wieder in die Zeit der Entbehrungen zurückversetzen. Es ist höchste Zeit geworden, das ewige "Wir früher" beiseite zu legen. Damit kann nichts mehr erreicht werden. Tischte man der Jugend zuviel des Alten auf, scheut sie nicht, uns "Alte Römer" zu titulieren.

Gönnen wir unseren Nachkommen das, was ihnen heute in Bezug auf Schule geboten wird. Freuen wir uns, daß sie in menschenwürdigen Klassenräumen sitzen. Seien wir froh darüber, daß ihnen eine zeitgemäße Ausbildung gegeben wird, die es ihnen erlaubt, später ihren Mann zu stehen.

Momentan ist es so, daß selbst unbemittelte Eltern ihre Kinder dank Stipendien auf eine höhere Schule schicken können. Das gibt es heute. Seien wir ehrlich : Gab's das früher auch ? Heute ist es in der Tat so, und das soll mit Nachdruck gesagt sein : "Wo ein Wille, da ein Weg."

Enge Jedanke

von Gérard Tatas

Twei Bure, die sech lang net mie,
 Van ut en Schuel a, hant jesie,
 Die treffe no ne Lävensloop
 Sech noch ens op'ne Vieverkoop.
 En weil se sech now allerhand
 Tesame te vertelle hant,
 Dröm kikke se net mie no Vie
 En jönt sech nevenan en krie.
 (Dat es jeng Bureaat, mä wal
 Bestemmt passiet en dese Val.)
 Nodem der Wiet e Beer hat brat
 En sej ens kräfteg "Prost !" gesat,
 Vertellt der Mattes an der Jang,
 Dat häe now at erbärmlech lang
 Läv't met et Ruth en Ihestand,
 Wurä sej ömmer Rüse hant.
 "Vör hant os nie verstande" sätt
 Der Mattes, dä vertrowlech wätt,
 "Sö welt at Johre alle Dag
 Der enge Hott, der andere Hag.
 Nie hant vör över det ov dat
 Deselbe Mienong ens jehat.
 Op väteg Johr de öschte Kier,
 - Esö vertellt der Mattes wier -
 Dat jederenge van os jauw
 Derselbege Jedanke hauw,
 Dat wor verlän ens wie et brong
 En at os Hus e Vlamme stong,
 Dä Tur wol ech en och et Ruth
 Et öschte nojjen Dör erut !" -

Et Fo Tientcentimestöck

von Gérard Tatas

Vröjer Johre jov et op de Welt
 Völ Pläser en Spaß vör weneg Jeld.
 Wie sech amesiert woet met e kiet,
 Zege os zwei Wiete ut dä Tiet,
 Die e Seppenaeke ajjen Jrenz
 Sech vermakde belleg en tesens.
 Jupp hosch enge en der andre Fritz.
 Van die zwei vertellt me sech die Witz :
 Ens - et es now sästeg Johr at län -
 Jong der Juesep be der Fritz erän.
 Häe bestoht e Dröpke sech, e wett,
 En sat : "Fritz, krij do dech och e met ! -
 Prosit !" - Wie se lägjedronke hant,
 Lätt der Juesep jrimmelnd op ne Kant
 Vajjen Thek e Tientcentimestöck.
 Dat wor jüst, do kräche nex a tröck.
 Sös äl lötte och jeng Merk mie ater,
 Kneckt der Fritz e Ow en sätt "Bes later !"
 Wie der Jupp erut es, du besitt
 Sech der Fritz dat Jeld, dat noch dolitt,
 Drett et öm en kikt et jröndlech no, -
 "Siste, - sätte, - die zwei Merk sönd fo !"
 Jrielaacht äl en denkt, dat Deng es jot.
 Kritt sech flott et Jeldstöck en der Hot,
 Schlütt de Wietschaftsdör noch av en jeht
 No der Jupp, dä atern Thek wer steht.
 Hej vrott häe e Dröpke sech, e wett,
 "Juesep, - sätte, - krich dech och e met ! -
 Prost !" - Häe werpt dat Tientcentimestöck
 Op en Thek en jeht atwerrem tröck.
 Äver kom es häe e paar Menütte
 En sing Wietschaft atern Thek, du sitte
 övern Strot atwerr der Juesep kome,
 En va wiet at met dat Jeldstöck krome.

En, verdammt, e kömt erän en lätt
 Dat fo Stöck wer op en Thek en sätt :
 "Schött mech noch e Dröpke, Fritz, e wett,
 En da kriste dech och noch e met ! -
 Prosit, Fritz ! - Now mot ech wal wer jue,
 Denn ech hann e kiet noch heem te due."
 Noch äl wore heem net an sie Werk,
 Koem der Fritz wer met die dobbel Merk :
 "Noevend, Juesep, schött mech noch e Wett !
 Hej es Jeld, krij dow dech och e met !" -

Stondelang noch hant sech die zwei Auwe
 Met datselbe Spelsche drajehauwe,
 Lägjedronke noch en männje Fleisch
 Met die fo zwei Merk mer ejjen Teisch.
 Hant derno jedantz noch en jespronge
 En am Eng de Brabançonne jesonge.

Also jov et vröjer op de Welt
 Völ Pläser en Spaß vör weneg Jeld.

Kennst Du Deine Heimat ?

Vorerst ein Wort in eigener Sache. Die verschiedensten Antworten auf das letzte Foto-Quiz haben mir viel Freude gemacht. Den Anschreibern herzlichsten Dank dafür ! Das gleiche gilt auch für die, die mich persönlich zu den gegebenen Fragen angesprochen haben. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich im Interesse der anderen Leser und Frager Ihnen die richtige Lösung nicht geben, bzw. schreiben konnte.

Doch hier die richtigen Lösungen aus Heft Nr. 10.

Bild A Die Kirche steht zwischen Montzen und Bleyberg (Schindel). Zu dieser Kirche gehört auch das Kircheninnere des Bildes W. Sie ist erst in neuerer Zeit gebaut worden.

Bild B ist die Kirche von Hergenrath. Zu ihr gehört das Bild Y. Im Oktober 1971 feierte die Pfarrgemeinde von Hergenrath das 125-jährige Bestehen der jetzigen Kirche. Sie ist die zweite Kirche von Hergenrath.

Bild C ist die Pfarrkirche von Bleyberg. Auch sie ist ein Bauwerk der neueren Zeit.

Bild D ist die Pfarrkirche von Kelmis. Hierzu entnehmen wir der Festschrift "Hundert Jahre Pfarre Kelmis", herausgegeben von Firmin Pauquet (S. 8 u. 12), daß nach der Gründung der Pfarre am 25. August 1858, die Grundsteinlegung zur Kirche erst am 18. Mai 1863 und ihre Einweihung erst am 3. Oktober 1865 stattfinden konnte.

Bild X ist das Innere der Pfarrkirche von Homburg.

Bild Z ist das Innere der Pfarrkirche von Lontzen.

An den drei letzten Bildern X, Y, Z sind viele gescheitert.

Und nun zu neuen Aufgaben ! Kennst Du Deine Heimat ? Auch ihre Kunstschatze ?

Frage eins : Wo stehen diese Gotteshäuser ?



Bild B

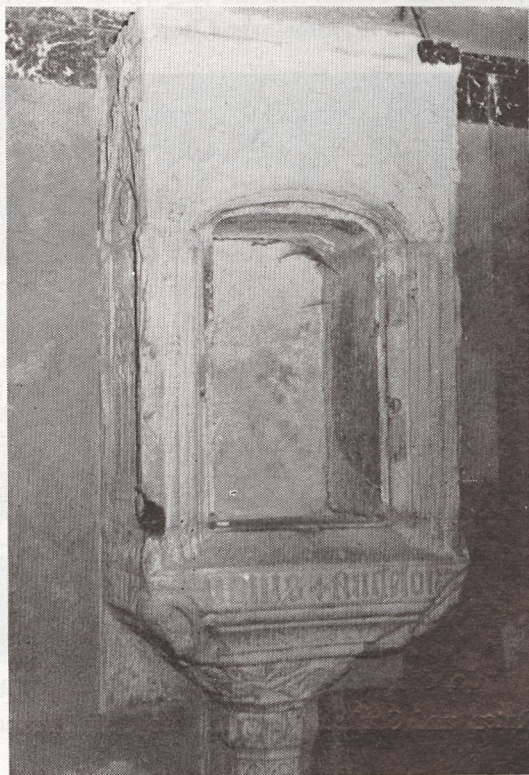


Bild C**Bild D**

Frage zwei : a) Zu welcher Kirche gehört das Chor **Bild W** ?



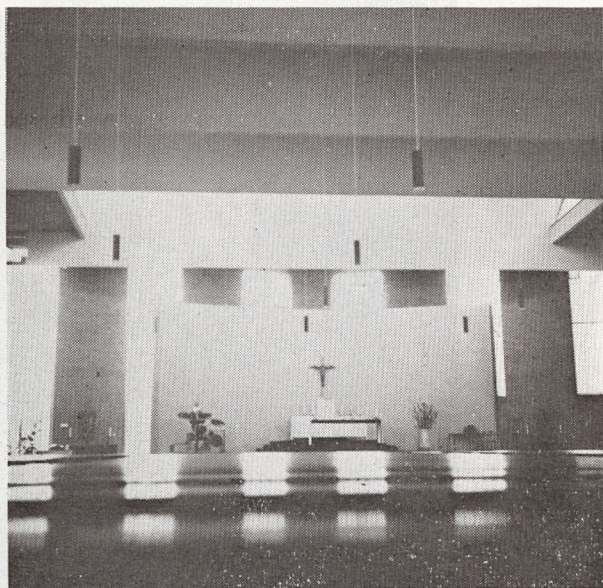
b) In welcher Kirche befindet sich das steinerne Sakramentshäuschen **Bild X** →



- c) In welcher Kirche könnte dieses herrliche Taufbecken **Bild Y** stehen ?



- d) In welcher Kirche des Göhltales finden wir dieses wunderbare klassische Chor, **Bild Z** ?



Ja, das wär's dann für heute wieder einmal. Viel Spaß beim Raten und Suchen ! Euer Foto-Quiz Freund Jac. Démonthy

Tätigkeitsbericht 1971

von Gérard Tatas

Beim Erscheinen der zweiten Nummer des Jahrgangs 1970 der Zeitschrift "Im Göhlthal" **im Monat Januar** erregte der Satz aus dem Vorwort des Schriftleiters "Wir bringen lieber weniger Druckreifes als viel Unausgereiftes" die Gemüter mehrerer Mitarbeiter, die eine Entmutigung der Schreiber als Folge dieser Bemerkung befürchteten.

Im Laufe der Plenarsitzung - die **am 7. Februar** im Hotel Reinartz in Neu-Moresnet mit rund 30 Teilnehmern abgehalten wurde - plädierten der Schriftleiter Dr. Aldenhoff und Kulturinspektor Pauquet für absolute Authentizität der Thesen bei wissenschaftlichen und geschichtlichen Aufsätzen. Das Plenum befaßte sich noch - jedoch ohne konkretes Ergebnis - mit dem chronischen Problem der Beschaffung von Archivräumen und wählte am Ende der Versammlung, bei welcher P. Zimmer den Vorsitz führte, die Herrn Herff Gregor, Janssen Alfred und Janssen Walther in den Verwaltungsrat und Herrn Uebags in den Redaktionsausschuß.

Unter Mitwirkung unserer Vereinigung veranstaltete das Kulturelle Komitee Kelmis - Neu-Moresnet **am 4. März** im Kulturzentrum der Patronage zu Kelmis einen Vortragsabend. Herr Joh. Cloot aus Eupen zeigte unter dem Titel "Kleine Kostbarkeiten - Kostbare Kleinigkeiten - Sakrale Goldschmiedekunst des Eupener Landes" herrliche Lichtbilder von Werner Fischer und sprach dazu einen lehrreichen Kommentar. Leider hatte sich nur eine kleine Zahl Zuhörer eingefunden.

Die anwesenden Mitglieder des Verwaltungsrates wählten bei der Quartalversammlung **am 20. April** im "Café des Sports" zu Kelmis eine neue Arbeitsgruppe, bestehend aus den Herren Herff, Palm, Wintgens, Bertha, A. Janssen und Tatas, die den Präsidenten Zimmer unterstützen soll. Daraufhin bleibt Herr Zimmer der wegen Überlastung sein Amt niederlegen wollte, weiterhin 1. Vorsitzender. Nach Überprüfung der Artikel 8 und 9 der Statuten wurde beschlossen, daß der nachträglich gewählte, in den Statuten noch nicht vorgesehene Redaktionsausschuß künf-

tig bei umstrittenen geschichtlichen und wissenschaftlichen Beiträgen über deren Veröffentlichung abstimmen soll. Ein Beschluß soll mit 3/5 Mehrheit gefaßt werden. Die Versammlung will sich für den Beitritt zum Kulturellen Komitee Kelmis - Neu-Moresnet noch nicht fest entschließen, "wiederkäut" ohne konkretes Resultat die Archivraumfrage und programmiert die nächsten Veranstaltungen.

Die erste dieser Veranstaltungen ist die Wiederholung des Vortrages über den vorgeschichtlichen Feuersteinbergbau durch die inzwischen durch eine Fernsehsendung einer breiten Öffentlichkeit bekanntgewordenen Forscher P. J. Felders und Radermackers am **7. Mai** im Hotel Reinartz in Neu-Moresnet.

Alsdann wurde am **23. Mai** eine Besichtigung der Kohlenzeche André Dumont, Waterschei, auf Initiative des Vorsitzenden organisiert. 55 Personen nahmen an dieser Busfahrt nach Waterschei teil.

Mit weiteren 34 Interessenten unternahm die Vereinigung am **27. Juni** eine zweite Besichtigung gleichen Ziels.

In dem **Mitte August** erscheinenden Heft 9 der Zeitschrift berichtet F. Uebags mit profiliertem Text- und Bildmaterial über die jüngste Geschichte des Altenberger Grubenfeldes. A Janssen glaubt die Frage "Cesar Franck, Arnold Franck - ein Stammbaum?" anhand eines Chronikfundes bejahen zu können und stellt weiter in Wort und Bild das Kunstschmiedewerk auf dem Kalvarienberg von Moresnet-Kapelle und seinen Schöpfer, Laienbruder Valenz Zimmermann, vor. Aus der guten alten Zeit stammen fast alle Themen der übrigen Beiträge, wobei an einem Pachtvertrag vom 19. 9. 1928 besonders augenfällig bewiesen wird, daß für die meisten aus dieser guten alten Zeit das erste Adjektiv ein verlogenes Epitheton ornans war.

Der am **17. August** in der Parkvilla zu Kelmis versammelte Verwaltungsrat ist nach wie vor auf Lokalsuche. Auf das Angebot, in 2 Jahren die Archive im sogenannten "Kloster" in Kelmis unterzubringen, hat man nach dem "Heureka!" des Herrn Demonthy verzichten können. Auf dieser Quartalversammlung wurden noch Veranstaltungen geplant und der Vorschlag von

Frl. Xhonneux, der Zeitschrift einen französischsprachigen Anhang beizufügen, diskutiert. Die Versammlung beschloß auch, zukünftig jeweils das erste Heft der Zeitschrift gegen Nachnahme des Jahresbeitrages an die Mitglieder zu verschicken.

Zu einer Busfahrt nach Bergheim, zu den Gruben des Rheinischen Braunkohlebergbaus, hatte die Vereinigung **am 2. September** 35 Interessenten am Start versammeln können. In den Anlagen dieses größten Braunkohletagebaus der Welt gab es eine 4- bis 5-stündige Revierbefahrung, eine Führung durch das Informationszentrum im Schloß Paffendorf sowie eine Fahrt durch Tagebau Fortuna-Garsdorf und die Rekultivierungsgebiete.

Die Zahl der an Bergbau interessierten Mitfahrer war auf 52 gestiegen, als die Grube Waterschei **am 28. November** zum dritten Male unter der Reiseführung von P. Zimmer besichtigt wurde.

Bei der letzten Verwaltungsratssitzung des Jahres, **am 7. Dezember** im Lokal Deprez in Kelmis gab es zwei Schlagzeilen für die Berichterstattung in der Tagespresse: "Göhlvereinigung endlich unter Dach" und "Zeitschrift wird mehrsprachig". Das oben erwähnte "Heureka" des Herrn Demonthy bezog sich auf das positive Resultat seiner Verhandlungen mit der Neu-Moresnetter Gemeindeverwaltung um die mietweise Überlassung einiger Räume des Gemeindehauses als Bibliothek und Archivlokal. Ab Januar 1972 stehen der Vereinigung 3 Zimmer zur Verfügung für eine Monatsmiete von 1000 Fr, womit die Vereinigung also endlich eine Bleibe hat.

Nach verschiedenen Meinungsäußerungen über den von Frl. Xhonneux wiederholt vorgebrachten Vorschlag bezüglich der Aufnahme französisch- oder niederländischsprachiger Beiträge in der Zeitschrift fand Inspektor Pauquet die richtige Formel: Der Anhang darf in seinem Umfang nur ein Fünftel der Heftseitenzahl umfassen und nur geschichtliche Beiträge enthalten; die obligatorische Zusammenfassung dieser Artikel in deutscher Sprache hat der jeweilige Autor selbst zu liefern, damit dem Redaktionsausschuß nicht die Übersetzungsarbeit zufällt. Mit diesem Beschluß kann die Zeitschrift nunmehr mehrsprachig werden.

Zum dritten Male - womit man schon von einer Tradition reden kann - hatte G. Tatas mit einer eigenen Spielgruppe im Auftrag der Vereinigung ein Krippenspiel einstudiert, das **am 19. Dezember** in der Pfarrkirche von Hauset, **am 26. Dezember** in der Kapelle von Moresnet-Eichschen und **am 2. Januar 1972** in der Pfarrkirche von Kelmis unter Mitwirkung der Kirchenchöre von Hauset und Gemmenich und der "Kleinen Kelmiser Sänger" erfolgreich aufgeführt wurde. Die Leistungen der Spieler (Pierrot, Rose-Marie und Josée Straet, Louis und Carmen Drouven, Barbara und Marie-Claire Kohnen, Alice Küpper, G. Tatas), die der Regisseur und Initiator der Spiele sämtlich aus seinem Verwandtenkreis holte, sowie die Klarinetten soli von Antoine Straet, die Gesangsvorträge von Karin Counotte und die Dekoration von Hubert Counotte sind in der Tagespresse mit viel Lob bedacht worden.

Die unterschiedlich interessanten Beiträge im deutschsprachigen Rundfunk **jeden dritten Montag im Monat**, die von L. Kohl, P. Emonts-pohl, L. Wintgens, W. Janssen, Pfarrer Olbertz, G. Tatas und P. Zimmer stammten, zeigten wie oft und wieviel aus dem Brunnen des heimatlichen Kulturgutes geschöpft werden kann. Immer mehr Schätze aus diesem tiefen Brunnen zutage zu fördern, wird die Aufgabe der Vereinigung in Zukunft sein.

